



HEIDELBERGER

STUDIERENDENZEITUNG



November 2012 – Nr. 140

UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNBEHAUST

www.ruprecht.de



*Es gibt diese schrecklichen Wörter, diese Wörter die mancher sagen will, weil sie subtil Intel-
lekt signalisieren sollen, diese Post- und Neo-Konstruktionen, die der Lauf der Zeit gebiert, weil er einfach nicht enden will, die sich im studentischen Milieu still und stetig vermehren wie der samtweiche Schimmel im WG-Kühlschrank. Und es gibt diese schrecklichen Wörter, die mancher sagen will, weil ihr Aussprechen mit diesem unbestimmten Gefühl verbunden ist, das Ekel und Genugtuung vereint und auf die man stets vermeidet zu reagieren, wie man gerne will. Prokrastination ist solch ein Wort, das immer öfter und in beide der obigen Kategorien fällt. Es ist zudem ein schmeichelhafte Wort, denn es ist frei von Wertung, von negativer Konnotation, wie es der treffendere Begriff Faulheit wäre. Es beschreibt den Prozess oder Nicht-Prozess des Aufschiebens. Seine Verwendung ist eine Beichte vor dem Spiegel, der die unendlichen Wäscheberge, die quellenden Mülltüten, vor allem aber die jungfräulich unberührten Bücherstapel in unserem Rücken zeigt und uns erinnert an das, was nicht war und das, was kommen muss. Es ist mit dem Latein am Ende zumindest klanglich ähnlich geblieben, etymologisch aber radikal gewandelt. Die wörtliche Bedeutung „Vertagung“ haben wir Studenten mit der bewährten Praxis unsere Hausarbeiten in Nachtschichten zu verschieben gründlich ins Gegenteil verkehrt. Doch die Prokrastination ist auch eine doppelte Rettung: Erstens für die Glosse dieser Ausgabe, zweitens für mich, da ich einen Grund hatte, die Arbeit an meiner Hausarbeit zu vertagen. (hcm)*



Foto: jvr

Schweineteuer

Heidelberg ist zu klein für seine Studenten

Die Stadt platzt aus allen Nähten: Fast alle Wohnheime sind belegt, für eine private Wohnung brauchen Studenten viel Geld und Geduld. können sie nur pendeln oder im besten Falle bei Freunden übernachten.

Da freut sich der frischgebackene Abiturient, dass er in Heidelberg studieren darf. Und dann sieht er die Mietpreise. Diese sind womöglich ein Grund dafür, dass mehr als die Hälfte aller Studenten gar nicht mehr in Heidelberg wohnt, sondern zu den 70 000 Pendlern gehört.

Christoph Nestor vom Mieterverein erzählt: „Wenn München in der Champions League des Wohnungsmarkts spielt, dann ist Heidelberg in der Bundesliga. Wir stehen auf Platz fünf der teuersten deutschen Städte. Das heißt, wir haben einen schweineteuren Wohnungsmarkt!“

Teuer ist der Wohnraum, weil er begehrt ist. Und da er begehrt ist,

können das Leute ausnutzen, die eine Wohnung zu vergeben haben. „Es ist unglaublich dreist, was die Leute hier einem als Zimmer anbieten“, schimpft Anne-Julie. „Einmal zeigte mir ein älterer Herr ein Sofa als Bett, eine Kücheninsel mit versifftem Geschirr und ein Badezimmer, das aussah wie eine Baustelle. Und die Möbel sollte ich natürlich übernehmen.“

Die Pharmazie-Studentin wusste vor einem Monat noch nicht, in welche Stadt sie ziehen würde. Dafür trage aber nicht die Universität schuld. „Unsere Studienplätze werden nicht durch Heidelberg, sondern zentral durch Hochschul-

start zugewiesen. So können wir gar nicht frühzeitig nach Wohnungen suchen.“ Erst am 24. September erhielt sie die Zusage für Heidelberg. Seitdem musste sie von Kaiserslautern vier Stunden am Tag pendeln. „Einen Platz im Wohnheim konnte ich mir als Akademikerkind gleich abschminken.“

Bafög-Empfänger und gesundheitlich Benachteiligte haben hier Vorrang. Und trotzdem kann das Studentenwerk den Bedarf nicht decken: Rund 5000 Wohnheimplätze gehören dem Studentenwerk, ungefähr genau so viele Anfragen kamen zum neuen Semester an. Zu bewältigen wäre das Problem vielleicht, wenn nur Erstsemester einen Platz bekämen.

Fortsetzung auf Seite 7

Inhalt

Geschlechterkampf

liefern sich unsere Redakteure Ziad-Emanuel Farag und Kai Gräf. Wie beide zum Gendern stehen, lest ihr auf **Seite 2**

Gefährlich

In mehreren Gebäuden der Heidelberger Universität wurde Asbest verbaut. Wie schädlich das, lest ihr auf **Seite 4**

Gekappt

soll die Möglichkeit werden, den Studenten wissenschaftliche Aufsätze online zugänglich zu machen. Genaueres auf **Seite 5**

Getürkt

1,5 Millionen Türken wohnen in Deutschland, ihre Kultur hat längst Fuß gefasst, nur ihre Sprache will keiner lernen. Mehr auf **Seite 8**

Gemausert

hat sich die Halle02 in Heidelberg. Zehn Jahre besteht sie nun schon. Doch nun steht ihre Zukunft wieder auf der Kippe **Seite 9**

Geöffnet

hat wieder das Stadttheater. Nach drei Jahren Renovierung und Erweiterung erstrahlt es bald wieder in neuem Glanz **Seite 11**

Gehirn

Wie unser Denkapparat funktioniert versucht ein internationales Team in Europa herauszufinden. Mehr dazu im Interview auf **Seite 13**

Gewählt

wurde am 6. November der Präsident der Vereinigten Staaten. Wie unsere Redakteurin den Tag in den USA erlebte, lest ihr auf **Seite 15**

Zahl des Monats

1 316 000

**Ausgaben des
ruprecht wurden
bisher gedruckt**

Seit 2000 sind es pro Ausgabe
10000 Exemplare. Ausgabe 1
hatte 1500 Exemplare.

Studenten zahlen fürs Land

Der Verwaltungskostenbeitrag wird nächstes Jahr um 20 Euro erhöht

Im kommenden Jahr werden wir uns auf eine Erhöhung des Verwaltungskostenbeitrags einstellen müssen. Das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst hat einen Gesetzentwurf vorgelegt, in dem der Betrag im Sommersemester 2013 um 20 auf 60 Euro angehoben wird. Der Grund ist die Konsolidierung des Landeshaushalts, zu der auch das Ministerium von Theresia Bauer seinen Beitrag leisten muss.

Durch den doppelten Abiturjahrgang gibt es im drittgrößten Bun-

desland inzwischen auf 350.000 Studenten. Rund 30.200 sind es derzeit in Heidelberg. Die grün-rote Landesregierung hat Bauer zufolge genug Vorbereitungen getroffen, um die große Zahl an Studienplatzbewerbern zu bewältigen. Im Vergleich zum Vorjahr stieg die Anzahl um acht Prozent. Die zusätzlichen Kosten in Höhe von knapp 200 Millionen Euro, unter anderem für den Neubau von Wohnheimen, kann das Land jedoch nicht alleine stemmen. Der höhere Verwaltungskostenbei-

trag soll 12 Millionen Euro einbringen. Der Verwaltung sind jedoch keine Mehrkosten in dieser Größenordnung entstanden. Daher üben Studentenvertretungen und die CDU-FDP-Opposition im Landtag Kritik: „Die Anhebung des Verwaltungskostenbeitrages dient einzig der Haushaltssanierung“, bemängelt ebenfalls die Landesstudierendenvertretung. „Eine ausreichende Finanzierung der Hochschulen ist im Interesse der ganzen Gesellschaft und sollte deswegen Auf-

gabe des Staates sein, nicht die der Studierenden. Baden-Württemberg und die Bundesrepublik Deutschland müssen andere Möglichkeiten finden, ihre Haushalte auszugleichen.“ CDU-Hochschulexperte Dietrich Birk spricht von einer „Einführung von Studiengebühren durch die Hintertür“, sollte es weitere Beitragserhöhungen geben.

Diese Kritik überrascht: Der Verwaltungskostenbeitrag wurde 2003 von der schwarz-gelben Landesregierung eingeführt. (pfi)

Gendern: Muss das sein?

Zwei Redakteure über das Für und Wider geschlechtsneutraler Sprache

In der Redaktion gab es eine lange Debatte darüber, welche Rolle Sprache in der männerdominierten deutschen Gesellschaft spielt. Oft wird behauptet, dass man sexistisch ist, wenn man mit der männlichen Form, die weibliche Form mit einschließt, wie es auch so schön in einigen Satzungen der Universität Heidelberg steht. Macht man nun Kinder, die die deutsche Sprache erst lernen, damit zu Sexisten? Kai Gräf und Ziad-Emanuel Farag äußern sich dazu, ob es daher geboten ist, sich geschlechtsneutral auszudrücken. (zef)

JA Ziad-Emanuel Farag

Aktiv in der Fachschaftskonferenz, studiert Philosophie, betreut das Ressort Hochschule und meint: „Wer nicht gendert, ist, ob gewollt oder



Das entlarvende Hauptargument gegen Gendern in Texten schlechthin ist, dass die männliche Form als kürzere besser lesbar sei. Auf den ersten Blick leuchtet dies mehr als ein, doch ist es zugleich Ausdruck des traditionellen Sexismus: Wieso haben wir uns daran gewöhnt, dass die maskuline Form als kürzere Form die Grundform ist? Warum ist sie außerdem repräsentativ für alle?

Die Antwort ist offensichtlich: In der europäischen patriarchalen Tradition ist die Geltung und Macht des männlichen Geschlechts noch heute in vielen Bereichen, Branchen und Regionen nahezu allumfassend, dementsprechend sind Frauen bedeutungslos. Dies schlägt sich nieder im generischen Maskulinum! Hier ist die deutsche Sprache besonders sexistisch. Zwar gibt es im Englischen auch ursprünglich männliche Formen wie „teacher“, die die Frauen miteinschließen. Doch sind diese inzwischen geschlechtsneutral geworden, eine weibliche Nebenform gibt es nicht mehr.

Wie sexistisch unsere Sprache ist, zeigt sich an einigen Berufsbezeichnungen, die wenig angesehen sind. Solche wären: Putzfrau, Krankenschwester und Sekretärin. Alle drei Fälle sind besonders verräterisch: Die Analogieformen Krankenbruder und Putzmann gibt es nicht, man spricht dann hochtrabend von einem Raum- oder Krankenpfleger. Im Falle der Sekretärin gibt es sogar die männliche Form Sekretär. Doch Sekretär heißt etwas völlig anderes, wie der Blick auf Parteien zeigt, wenn von einem Generalsekretär die Rede ist.

An diese sexistische Gesellschaftsstruktur knüpft das zweite Hauptargument gegen das Gendern an: Das Gendern ist nur ein Symptom; nicht das Symptom ist zu bekämpfen, sondern die Ursache. Das Bewusstsein und das Denken des

Menschen werden jedoch wesentlich geprägt von der Sprache in seiner Umgebung. Mit dem Erlernen einer Sprache geht auch einher, dass man besonders im Falle der Muttersprache ihre Kategorien übernimmt. Der Mann und eben nicht die Frau ist wie ein Familienoberhaupt stellvertretend für die Gesamtheit.

Der Blick auf Mädchenschulen zeigt, dass man solche sexistischen Konzepte und Stereotype hinsichtlich ihrer Wirkung nicht unterschätzen darf: Gelten gemeinhin Mädchen als generell schwächer in mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern, so zeigt sich an Mädchenschulen ein scheinbar unerwartetes Bild: Dort gibt es dasselbe Leistungsniveau und dieselbe Notenverteilung wie an gemischten Schulen, obwohl es dort keine männlichen Schüler gibt. Das heißt im Umkehrschluss: Wird den Schülerinnen nicht andauernd vorgehalten, dass ihnen Mathematik weniger läge, liegt es ihnen auf einmal genauso wie Jungen. Dies beweist: Rollenzuschreibungen prägen die Individuen einer Gesellschaft zumeist – und das ist das Entscheidende – unbewusst. Die Rechnung, die sexistische Sprache wäre als bloßes Symptom vernachlässigbar, ist eine Milchmädchen- und eben keine Milchjungenrechnung.

Dass diese Ansicht nicht völlig verkehrt ist, weiß inzwischen auch der Deutsche Bundestag, der nun auch Wert auf eine geschlechtsneutrale Sprache legt. Gendern ist aber immer nur der Anfang. Das veränderte Sprachbewusstsein muss sich über kurz oder lang in sichtbaren Ergebnissen niederschlagen! Wer glaubt, durch Gendern Sexismus zu bekämpfen, der irrt. Wer jedoch nicht gendert, ist, ob gewollt oder nicht, sexistisch.

NEIN Kai Gräf

Juso, studiert Geschichte, leitet das Ressort „Feuilleton“ und sagt: „Wer gendert, verkennt die Wirkung seiner Absichten.“



Fotos: ruprecht

Es ist so leicht, ein guter Mensch zu sein. Man fügt sich den Konventionen der Political Correctness, verbannt alles Virile aus seinem Wortschatz, und schon sind Jahrhunderte der Unterdrückung der Frau mindestens aufgewogen. Dann gibt es keine Bürgermeister mehr, keine Ampelmännchen, und, bitte, weil gerade Saison ist, schon gar keine Weihnachtsmänner. Alles andere ist Sexismus.

Die Apologeten der geschlechtergerechten Sprache legen nicht nur ein interessantes Verständnis von herrschaftsfreier Diskussion an den Tag – wer sich ihren Regeln nicht beugt, ist raus – sondern beweisen auch sonst allerhand Kreativität: Die Sprache Schillers und Heines wird durch ungelenke Wendungen malträtiert und mit Binnen-Strichen, -Sternchen oder -Herzchen so lange durchlöchert, bis sich Männlein, Weiblein und alles dazwischen darin aufgehoben fühlen. Die Vernünftigeren unter den Sprachakrobaten haben erkannt, dass diese Verballhornungen nicht nur unlesbar, sondern vor allem unsprechbar und damit praxisuntauglich sind. Sie versuchen, dem Problem durch die Verwendung von Partizipien zu entgehen, wie sie sich inzwischen auch an den Universitäten durchgesetzt hat. Allein: Falsches Deutsch wird nicht dadurch korrekt, dass es dem guten Zweck dient. Die Rede von den „Studierenden“ ist schlicht unsinnig, weil es auch nach Bologna niemanden gibt, der unentwegt studiert.

Die Feministinnen und Feministen liegen aber nicht nur in der Praxis falsch; sie irren auch in der Theorie. Die Erkenntnis des Konstruktivismus, dass Sprache die Wirklichkeit nicht nur beschreibt, sondern selbst mitformt, halten sie für die Wurzel allen Übels und folgen bedenkenlos der unseligen Judith Butler dahin, wo man die Existenz eines biologischen

Geschlechts gleich ganz leugnet. Das ist nicht nur naturwissenschaftlich ziemlicher Unfug, sondern greift selbst konstruktivistisch gedacht zu kurz. Konstruiert man durch die konsequente Verwendung sowohl männlicher als auch weiblicher Formen nicht erst die Gruppen „Mann“ und „Frau“ und hebt damit Eigenschaften hervor, die in den meisten Kontexten – in einer geschlechtergerechten Idealwelt sowieso – gar nicht relevant sind?

„Wer gendert, verkennt, die Bedeutung der Sprache zugestanden, die Wirkung seiner guten Absichten. Soll die geschlechtergerechte Sprache möglichst alle Hörer und Leser unterschiedslos miteinbeziehen, erreicht sie in der Realität mitunter das Gegenteil: Die Aufblähungen und Kunststücke, die dafür nötig sind, und die Blödsinnigkeiten, die sie bisweilen hervorbringt („jemensch“ statt „jemand“), scheinen die Distanzen zwischen Adressaten und Sprechern eher zu vergrößern. Wer fühlt sich schon angesprochen von einer Konsenskultur, deren gleichförmige Vertreter einem ständig den erhobenen Zeigefinger entgegenhalten? Geschlechtergerechte Sprache bindet eben nicht alle ein, sondern trägt zum Verfall der politischen Kommunikation bei. (Ganz zu schweigen vom ästhetischen Verfall, der mit konsequentem Gendern einhergeht – man stelle sich nur Brechts Lyrik oder Goethes Faust in geschlechtergerechter Sprache vor!)

Frauen verdienen in Deutschland im Schnitt 22 Prozent weniger als Männer. Jedes Binnen-I sollte durch die Nennung dieses Fakts ersetzt werden. Dann änderten wir vielleicht die Wirklichkeit, anstatt uns mit sprachlichen Ersatzhandlungen zu begnügen.

Die verschiedenen Arten zu gendern

Generisches Maskulinum: Am häufigsten genutzte Form, da erst seit 1953 Frauen und Männer im Grundgesetz als gleichberechtigt gelten. Das generische Maskulinum schließt Frauen und Transgender ein, ohne diese explizit zu erwähnen. Laut dem Gleichstellungsgesetz von 2001 ist diese Form nicht mehr ausreichend.

Klammer und Schrägstrich: Diese Variante ist laut Duden eine Vereinfachung der

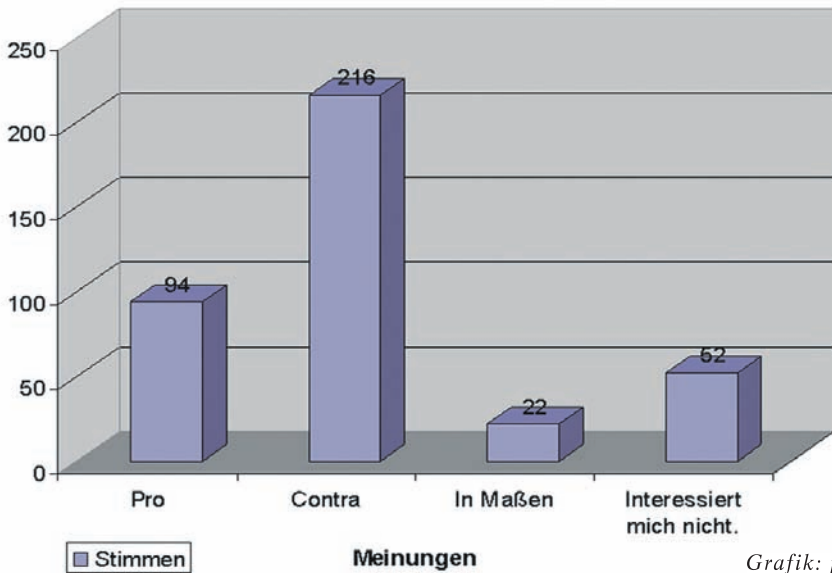
Doppelnennung, also „Student/-in“ oder „Student(in)“. Kritikpunkt ist die suggerierte Nebensächlichkeit der weiblichen Form.

Binnen-I: Das Binnen-I stammt ursprünglich aus den Schweizer Medien. Diese Schreibweise stellt sich gegen die deutsche Rechtschreibung, nach der Wörter nur am Anfang mit Großbuchstaben versehen werden dürfen. Manche Feministinnen sind der

Ansicht, das phallische Binnen-I sei diskriminierend.

gender_gap und Sternchen: Da die meisten Versionen eine Aufteilung in zwei Geschlechter zur Folge haben, erschuf Steffen Kitty Herrmann 2003 den Unterstrich, der auch trans- und intersexuelle Menschen miteinbeziehen soll. Das Sternchen ist dem Internet entlehnt. In Suchmaschinen werden Begriffe so abgekürzt, um alle Endungen mit einzuschließen.

facebook-Umfrage zum Gendern



Grafik: pfi

Als Barack Obama um 7:35 Uhr in Chicago vor seine Anhänger tritt, werden im DAI noch die Spuren der vergangenen Nacht beseitigt. Auf dem Boden sind leere Bierflaschen zurückgeblieben, an dem ein oder anderen Stuhl kleben noch Senfrete. Den fast leeren Saal zieren vor Nervosität klein gefaltete „Stars and Stripes“. Großformatige Porträts der vormaligen Kontrahenten werden abgeräumt. Die fulminante Rede des alten und neuen US-Präsidenten erreicht hier niemanden mehr.

Zwölf Stunden zuvor stehen sich der Präsident und sein Herausforderer noch gegenüber. Davor füllt eine gespannte Menge gleich alle drei Stockwerke des Deutsch-Amerikanischen Instituts – dem Ort in Baden-Württemberg, um die US-Wahl zu verfolgen. So jedenfalls sehen das die Kollegen vom SWR, die vielen Hundert, überwiegend deutschen Besucher und Jakob Köllhofer, Direktor des Instituts. „Die ‚Election Night‘ ist schon seit 1980 eine feste Tradition im DAI“, sagt er und freut sich besonders, dieses Mal viele junge Leute zu sehen. Wann er mit einem Ergebnis rechnet? „Frühstens sechs Uhr.“ Verdutzt blicken wir uns an; auf ein amerikanisches Frühstück waren wir eigentlich nicht eingestellt.

Auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch keine Stimme ausgezählt ist, steht ein Sieger bereits fest. Bei der Podiumsdiskussion zwischen dem flippigen Republikaner Scott Cunningham und seinem Widerpart John McQueen hat der „Democrat Abroad“ eindeutig die Sympathien auf seiner Seite. Im bestens gefüllten Saal ist inzwischen die typische DAI-Hitze entstanden; gespannt verfolgen die Zuschauer den Schlagabtausch. Ein wenig spiegelt sich der große Showdown hier im Kleinen wider: Während Cunningham von Beginn an kräftig austellt und keine Gelegenheit ungenutzt lässt, über die demokratische Regierungsbilanz herzuziehen, tritt John McQueen – ganz auf die Wahlkampfstrategie seines Präsidentschaftskandidaten setzend – seinem Streitpartner gelassen entgegen. „Die Menschen in Amerika mögen die Gesetze von Obama nicht“, wettet der Republikaner. Der Demokrat hält entgegen: „Obamas guter Ruf dringt bis nach Europa, das Problem in Amerika ist die fehlende Transparenz.“

Das kommt beim Publikum gut an. Umfragen hatten gezeigt, dass eine überwältigende Mehrheit der Deutschen eine zweite Amtszeit Barack Obamas befürworten würde. Und auch die Abstimmung im DAI fällt deutlich aus: Der Amtsinhaber lässt seinen Herausforderer Mitt Romney mit 481 zu 38 Stimmen weit abgeschlagen zurück.

Warum sind sich die US-Wähler



Nicht müde werden

Ein Bericht von der wohl größten US-Wahlparty Baden-Württembergs

Von Johanna Mitzschke, Michael Graupner und Kai Gräf

Wenn Amerika wählt, ist das Deutsch-Amerikanische Institut (DAI) in Heidelberg einer der geeignetsten Orte, um das Spektakel live zu verfolgen. In der Stadt, in der die Verbindung zu den Vereinigten Staaten nicht zuletzt durch die mehreren Tausend hier lebenden US-Amerikaner besonders eng ist, bot sich hier die Gelegenheit, Diskussionen, Expertenmeinungen und Kommentare einzufangen und den Wahlsieg Barack Obamas nicht am Morgen dem Radio zu entnehmen, sondern Staat für Staat mit durchzustehen.

meint Manfred Berg. Er ist Inhaber des Lehrstuhls für Amerikanische Geschichte in Heidelberg und hat selbst in den Vereinigten Staaten gelebt. „Obama verkörpert das Amerika, das wir uns wünschen“, sagt Berg, während Romney und die

„Obama verkörpert das Amerika, das wir uns wünschen“

Republikaner „sich einem fahnen-schwenkenden Right-or-Wrong-My Country-Chauvinismus verpflichtet“ haben, der im Rest der Welt nicht gut ankomme.

Erstaunlich ist, dass die nun schon vier Jahre andauernde Unterstützung Barack Obamas im moralistischen Europa auch angesichts seiner zweifelhaften außenpolitischen

Afghanistan hat Obama sogar noch verschärft. „Man sieht ihm mehr nach“, erklärt Manfred Berg.

Wen Eckhart Würzner an diesem Abend unterstützt, wird spätestens um 0:30 Uhr klar. Da darf der Oberbürgermeister von Heidelberg in die für ihn ungewohnte Rolle des Journalisten schlüpfen. Via Skype telefoniert er mit Christoph von Marschall, dem USA-Korrespondenten des Tagesspiegel. Schnell spiegelt ihr Gespräch die deutsche Wahlberichterstattung wider – über die allort zu hörenden Phrasen kommt auch der Oberbürgermeister nicht hinaus.

Jenseits des Ozeans sieht es derweil weiter knapp aus. Zwar verlassen einige Obama-Anhänger, als um kurz nach ein Uhr Mitteleuropäischer Zeit die ersten Prognosen auf der Leinwand erscheinen, siegessicher das DAI. Der Präsident hat laut ersten Hochrechnungen im Swing State Florida die Nase vorn. Allerdings ist um diese Zeit erst ein Prozent der Stimmen ausgezählt, und das Florida-Ergebnis stand noch einige Tage danach nicht fest. Vorerst bleibt es also spannend.

Indes versorgt sich, wer sich an diesem Abend gänzlich amerikanisch fühlen möchte, mit badischem Rothaus-Bier und Hotdogs, die sich als Vollkorn-Brötchen mit Wiener Würstchen entpuppen. Ein Tisch bietet Fähnchen, Hüte, Wimpel an – alles in den Farben des Star-Spangled Banner und, natürlich, alle „Made in China“. Im Untergeschoss läuft dazu, gänzlich ohne Anspruch darauf, sich irgendwie ins Abendprogramm einzufügen, ein Chaplin-Film.

Ein bisschen skurril nimmt sich auch das Bild in der Bibliothek aus, wo zwischen Unmengen Büchern Wolf Blitzer vom CNN die aktuellsten Prognosen verkündet. Darunter thront Institutsleiter Köllhofer, zufrieden angesichts des sich abzeichnenden Vorsprungs für den Präsidenten.

Hier treffen wir auch auf einen „echten“ Amerikaner, der unter all den wahlbegeisterten Deutschen wahrlich nicht leicht zu finden war. Abgestimmt habe er schon per Briefwahl, erzählt uns Neil Salomon, der in Heidelberg bei einem kleinen Wissenschaftsverlag arbeitet.

Weshalb er Obama unterstützt? „Because I’m scared of Romney!“ Auf die Frage, was denn so schlimm

Union, der Romneyschen Kombination aus Wirtschaftsliberalismus und gesellschaftspolitischer Gestrigkeit nicht unverdächtig, weist die Vermutung weit von sich. „Unser Standpunkt ist klar für Obama“, so Matthias Kutsch von der JU Heidelberg, der den Wahlabend ebenfalls im DAI verfolgt.

Wie kommt es, dass bei so viel Einmütigkeit die Deutschen dennoch solche Begeisterung aufbringen können für einen Wahlkampf, von dessen Ausgang erst am Frühstückstisch zu erfahren vollkommen ausreichte?

„Der amerikanische Wahlkampf ist einfach eine Riesenshow. Im Vergleich sind unsere Wahlkämpfe

Die verrückteren Zuschauer sind die Deutschen

wie Weihnachtsfeiern bei der Heilsarmee“, versucht Manfred Berg die Aufmerksamkeit hierzulande zu deuten. „Sie haben charismatische Führer, sie haben Schurken. Die Leute sind davon fasziniert.“

Kurz vor 5 Uhr am Morgen ist die Hälfte der Stimmen ausgezählt. Den Wahlmännern nach liegt zwar noch immer Romney vorne, doch zeichnen sich für den Präsidenten Mehrheiten in den noch nicht ausgezählten Swing States ab.

Noch immer sind etwa einhundert Zuschauer im DAI. Die Hörfunkdame des SWR ist in ihrem Übertragungswagen verschwunden. Wer jetzt noch hier ist, wird auch nicht mehr nach Hause gehen, bevor die Wahl entschieden ist. Zu lange hat man schon gewartet. Amerikaner sind jetzt kaum noch zu sehen – die verrückteren Wahl-Verfolger sind die Deutschen.

Um 5:20 Uhr verkündet CNN plötzlich: „Barack Obama re-elected!“ Für einen Moment fährt noch einmal Begeisterung in den übernachtigten Haufen, der einmal Menge gewesen war. Applaus für den Sieger, Freibier für uns. Unsicher, ob man sich die Standing Ovation gegenseitig zollt, weil man die Nacht überstanden hat, oder dem Mann, der einen ohnehin jetzt nicht



Einige halten durch bis um 5.20 Uhr das Ergebnis feststeht.

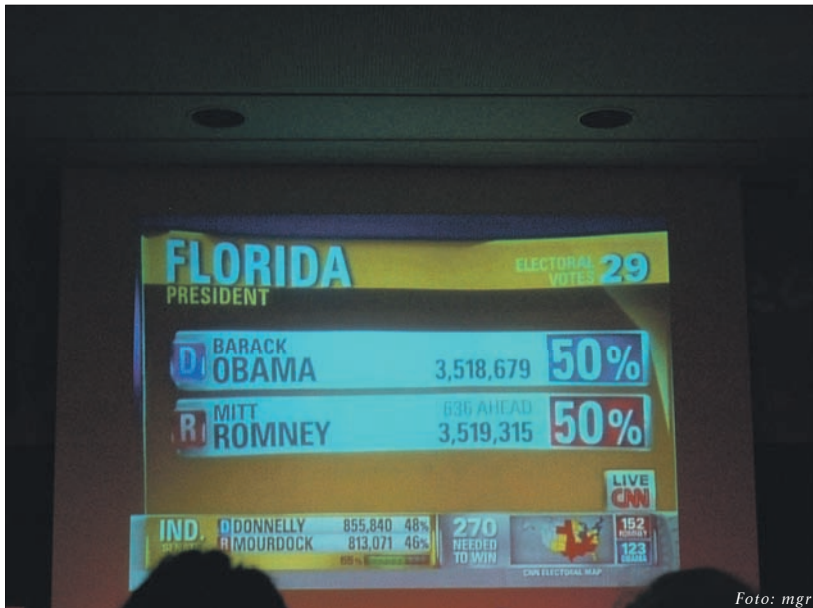
am republikanischen Kandidaten sei, rät er nur: „Remember what it was like under Bush.“

Salomon bestätigt uns, was die deutschen Medien seit Wochen berichten: Dass die USA tief gespalten seien und die wenigen, umkämpften ‚Swing States‘ wahlentscheidend sein würden. Seine Prognose für den Abend: „Ohio could be the Florida of 2012.“

Zurück im Saal wird jede Nachricht über einen Staat, dessen Wahlmänner an Obama gehen, mit Applaus quittiert. Gewinnt Romney, herrscht nur eisiges Schweigen – einen letzten Republikaner sucht man hier vergeblich. Selbst die Junge

sehen kann. Danach löst sich die Gesellschaft gemächlich, aber doch rasch auf. Man war nicht geblieben, um ausgelassen zu feiern. Eher, um einmal tief durchzuatmen und mit dem Wissen schlafen zu gehen, dass der richtige Präsident geblieben ist. Am Ende war es der Swing State Ohio, der den Ausschlag gab.

Als wir das DAI verlassen, fahren die Bahnen im Zehnminutentakt, die Bäcker liefern ihre Brötchen aus, im Briefkasten findet man die Zeitung. Niemand kann sicher sein, ob all das der Fall wäre, hätte Mitt Romney die Wahl gewonnen. Einstweilen können wir uns darauf verlassen.



Spannung: Die Entscheidung über den Wahlsieg fiel in den Swing States.

so uneinig, wo den Europäern die Entscheidung so leicht fiel? „Die Unterstützung der Deutschen für Obama bietet eine Gelegenheit, den eigenen Antirassismus ein bisschen unter Beweis zu stellen“,

Leistungen nicht geschwunden ist. Denn weder ist, wie er vor dem letzten Wahlkampf versprochen hatte, das Gefangenenlager Guantánamo geschlossen, noch der Nahe Osten befriedet. Den Drohnen-Krieg in

Latinum: Asbest inklusive!

Viele Gebäude der Universität müssen saniert werden

Wie schon an mehreren Hochschulen in Baden-Württemberg ist auch in Gebäuden an der Universität Heidelberg Asbest verbaut. Die Abteilung Bau- und Sicherheit hat sogar die Lehrenden einzelner Institute vor dem Gebrauch von Reißzwecken gewarnt.



Stahlträger mit der Dringlichkeitsstufe I (unverzüglich erforderlich) und die Pfeiler mit der Dringlichkeitsstufe II bewertet. Da die Sanierungsarbeiten erst im Frühjahr 2013 beginnen sollen, wurde auf den belasteten Bauteilen eine Spezialfarbe angebracht. So erklärt Ute Müller-Detert aus der Pressestelle der Universität, dass „in der Tat verboten wird, die Säulenverkleidungen durch Eindrücken und Einschlagen von Nägeln oder durch Anbohren zu verletzen.“ Weiterhin meint sie, diese Maßnahme sei keine Sanierung und könne und solle eine solche auch nicht ersetzen.

In den Räumen der Ethnologie wird schon saniert. Die erste Bauphase ist abgeschlossen, die zweite Bauphase hat bereits im Oktober dieses Jahres begonnen und soll im Mai 2013 abgeschlossen sein. Laut der Fachschaft Ethnologie wurde nicht bekannt gegeben, wo genau sich die betroffenen Wände befinden. Die Studenten wurden nur mangelhaft über die Bauvorhaben informiert: „Derzeit herrscht großer Unmut über die bevorstehenden Bauarbeiten, die an diesem Gebäude vorgenommen

werden“, sagt die Fachschaft. Viele Studenten sorgen sich wegen der Lärmbelästigung und der gesundheitlichen Folgen.

Anders stellt sich die Situation im Kollegiengebäude dar, wo die Studenten durch Gespräche, Newsletter und Aushänge dem Asbestbefallen informiert wurden. Die Fachschaften im Kollegiengebäude sind sich der ernsten Lage bewusst, doch „eine übertriebene Hysterie im Umgang mit dem Asbest hilft uns Studenten nicht“, wie ein Sprecher erklärte. Daher wünschen sie eine Überwachung der Schadstoffwerte und eine regelmäßige Aufklärung. Es bleibt abzuwarten, ob diese Sanierungsarbeiten das Problem Asbest lösen werden. (emd, swr)

Warum ist Asbest gefährlich?

Der Baustoff wurde bis in die 1980er Jahre oft als Material bei Bauvorhaben eingesetzt. In den 1990er Jahren wurde die gesundheitsschädliche Schädigung des Baustoffs erkannt, woraufhin die Verwendung gestoppt wurde. Besonders der Asbeststaub kann zu spät eintretenden gesundheitlichen Schäden wie Lungenkrebs führen.

Erasmus in Geldnot?

Die Entwarnung für Heidelberger Studenten zuerst: Alexandra Braye von der Heidelberger Erasmus-Koordination versichert, dass die Studenten die Mittel für das laufende akademische Jahr 2012/13 wie vorgesehen erhalten. Einen Großteil der Mittel hat das Büro bereits an die Heidelberger Erasmus-Studierenden ausgezahlt.

Für das Erasmus-Programm insgesamt bestehen jedoch Zweifel, ob die Finanzierung im laufenden Jahr gesichert ist. Der Grund dafür lautet: Im Jahr 2012 fehlen im EU-Haushalt 90 Millionen Euro. Daher beantragte die EU-Kommission beim Europaparlament und EU-Rat einen Nachtragshaushalt, damit die Finanzierung auch in Zukunft gesichert werden könne. Die Chancen, dass Rat und Parlament den Nachtragshaushalt rasch genehmigen, stehen gut. Janusz Lewandowski, EU-Kommissar für Finanzplanung und Haushalt, äußert sich zuversichtlich, dass sie nicht von ihren früheren Erklärungen abweichen und das Erasmus-Programm weitergeführt werden.

Bemerkenswert ist das neue „Erasmus for All“-Programm. Darin werden alle EU-Programme für Bildung sowie der Jugend- und Sportbereich vereint. Der Programmbeginn ist für 2014 geplant und soll mit einer erheblichen Aufstockung einhergehen. Die Ausgaben sollen um 70 Prozent auf rund 19 Milliarden Euro steigen.

Es ist davon auszugehen, dass nach der derzeitigen Durststrecke rosige Zeiten bevorstehen. (pmk)

Ansturm auf die Uni

Wird Heidelberg vom Doppeljahrgang überrannt?

Doppelte Abiturjahrgänge, Abschaffung der Wehrpflicht: Ist nun in Heidelberg die Katastrophe völlig überfüllter Hörsäle eingetreten?

Man stelle sich ein altherwürdiges Unigebäude vor, dass von einer Horde zahnbespanger 17-jähriger überschwemmt wird. Die Dozenten werden heiser, die Putzfrauen bekommen die Toiletten nicht mehr sauber und eine Viertelstunde vor Beginn ist jede Veranstaltung bereits überfüllt.

In den letzten Jahren waren der doppelte Abitur-Jahrgang und seine Folgen immer wieder Nährboden für solche wilden Spekulationen. 2011 wurde die Wehrpflicht abgeschafft und in Bayern und Niedersachsen absolvierten zwei Jahrgänge das Abitur. In diesem Jahr waren die doppelten Jahrgänge in Baden-

Württemberg, Berlin, Bremen und Brandenburg an der Reihe. Hessen hingegen verteilt seine Umstellung auf G8 auf drei Jahre. Damit fand dieses Jahr dort nur die erste Etappe statt.

In Heidelberg eingeschrieben haben sich in diesem Semester rund 6200 angehende Akademiker, davon 4800 im ersten Semester. Mit eventuellen Nachrückern könnte dies die Spitzenwerte vom Wintersemester 2011/12 erreichen, in dem sich 6300 Neuimmatrikulierte befanden, unter ihnen 4900 Erstsemester.

Zum Vergleich: In den vorangegangenen Wintersemestern 2009/10 und 2010/11 waren es durchschnittlich noch 5500 Immatrikulationen, unter denen sich 4200 Erstsemesterstudenten befanden.

Interessant ist dabei, dass einige Fächer sogar unterbelegt sind. Bei-

spielsweise in Soziologie waren zu Beginn der Vorlesungszeit noch Plätze frei. Für drei künftige Soziologen wirkt der Jahrgang somit auch nicht überfüllt. Was ihnen aber auffällt, sind die 18-jährigen Studenten, „die vielleicht noch etwas grün hinter den Ohren sind“. Außerdem hatten sie Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche. „Wir wissen aber nicht, wie es die Jahre davor war.“

Von den Lehramtsstudien gängen hört man Ähnliches. Birte studiert Englisch und Französisch auf Lehramt und meint: „Uns hat man in beiden Fächern gesagt, es seien sogar weniger Studenten als erwartet.“ Moritz kann sich vorstellen, dass das an den Eignungstests liegt, die eingeführt wurden. „Viel leicht haben diese abschreckend gewirkt.“

Da klingt es bei den Juristen schon anders. Glaubt man der Facebookgruppe, in der sich die Neulinge sammeln, dann sind es schon fast 400 Studenten. „Überfüllt? Wir nennen das kuschelig!“, schreibt Viktoria und sammelt mit dieser Aussage gleich sechs „Likes“. Jana kommentiert: „Ich hab’s mir schlimmer vorgestellt“. Tina ergänzt: „Ich denke, dass eher diejenigen etwas davon abbekommen, die gar keinen Platz kriegen.“ Zwei Kommilitonen drückten auf „Gefällt mir“.

In Kirchengeschichte soll es dieses Jahr 150 Neulinge geben. Caro meint, dass das Institut dafür aber gut vorgesorgt habe. Seminare gibt es ausreichend und Probleme bei den Toiletten sind schon aus den Vorjahren bekannt.

Trotz Ansturm scheint sich die „Katastrophe“ also weitestgehend in Grenzen zu halten. (sra)

Willkommen Erstis!

Zusätzliche Mittel für die Lehre zu Studienbeginn

Vor drei Monaten erhielt die Universität Heidelberg durch die Exzellenzinitiative ungefähr 150 Millionen Euro nur für die Forschung. Demgegenüber hat die Universität Heidelberg für die Lehre im Programm „Willkommen in der Wissenschaft“ des Landes Baden-Württemberg jetzt bloß den recht kleinen Maximalbetrag von 300000 Euro eingeworben.

Worum geht es hierbei genau und was will die Universität mit diesen Mitteln bewirken?

Wie der Name schon sagt, geht es bei diesem Programm vor allem um den Beginn des Studiums. Laut Friederike Nüssel, Prorektorin für Lehre, möchte die Universität nun die Mittel nutzen, „um neue forschungsorientierte Lehr-Lern-Projekte in der Studieneingangsphase voranzubringen.“ Das heißt, die ersten Semester sollen nicht wie bisher in vielen Fächern nur aus Wissensabfragen bestehen, sondern die Studierenden sollen sich die nötigen fachwissenschaftlichen Grundlagen künftig auch verstärkt forschend aneignen.

Die 300000 Euro setzen sich nun aus 60000 Euro per annum über fünf Jahre zusammen. Nüssel zufolge könne man mit dem Antragsvolumen auch nur neue Ideen entwickeln und anschieben. Nach dieser Zeit ist momentan keine weitere Förderung vorgesehen. „Eine umfassende Verbreiterung der forschungsorientierten Lehr- und

Lernprojekte in der Studieneingangsphase ist damit natürlich nicht zu bewerkstelligen. Insofern wäre es gut, wenn die Förderlinien hier nicht nur auf den Anschub, sondern auch auf eine dauerhafte Implementierung ausgelegt würden“, wie Nüssel ausführt.

Fraglich ist daher, ob in dieser Zeit mit so wenigen Mitteln die Studieneingangsphase grundlegend



Foto: zef

Großer Forschungshaufen und kleiner Lehrgroschen

verändert werden kann. Damit dies gelingt, ist in Zeiten aufwendiger Spitzenforschung seitens aller Beteiligten ein enormer, zusätzlicher Aufwand vonnöten. Daher darf man sehr gespannt sein, ob dies gelingt.

Mitwirken sollen hieran jedenfalls alle: „Unser Konzept sieht vor, dass Lehrende und Studierende gemeinsam solche Projekte entwickeln. Ich gehe davon aus, dass diese Idee ausschlaggebend für den Erfolg unseres Antrags gewesen ist“, sagt Nüssel. Dieses Projekt sei darüberhinaus für die systematische Verbesserung der Lehre von großer Bedeutung, denn in den Gremien werde so der Austausch mit Studierenden über die Lehre gefördert. (zef)



Foto: pfi

Aufgrund der hohen Zahl an Studierenden sind auch die Mensen überfüllt.

Eine unendliche Geschichte

Literatur für die Lehre darf weiterhin digital verbreitet werden – vorerst

Die Bundestagsfraktionen von Union und FDP haben sich gerade noch rechtzeitig auf einen Gesetzesentwurf zur Verlängerung von Paragraph 52a des Urheberrechtsgesetzes geeinigt. Ein Auslaufen hätte negative Folgen für Studenten und Dozenten mit sich gebracht.

Es ist mittlerweile eine Selbstverständlichkeit für Studenten geworden, Aufsätze zur Vorbereitung von Seminaren herunterzuladen und gegebenenfalls auch zu lesen. Dass Ersteres beileibe nicht unumstritten in Deutschland ist, zeigt die Debatte um den Paragraph 52a des Urheberrechtsgesetzes.

Dieser erlaubt es, Schulen und Hochschulen urheberrechtlich geschützte „kleine Teile eines Werkes, Werke geringen Umfangs sowie einzelne Beiträge aus Zeitungen oder Zeitschriften“, für einen bestimmten „abgegrenzten Kreis von Personen“ zugänglich zu machen. Im Klartext: Dozenten können ihren Studenten mit Hilfe

dieses Paragraphen Aufsätze oder kleine Teile eines Buches passwortgeschützt im Internet zur Verfügung stellen.

Der Paragraph wurde 2003 in das Urheberrecht eingefügt. Sinn und Zweck der Einführung war es, die digitalen Medien auch für die Hochschule nutzbar zu machen. Besonders wissenschaftliche Verlage fürchteten dadurch Beeinträchtigungen und konnten eine Befristung, zunächst bis zum 31. Dezember 2006, durchsetzen. Nachdem er 2006 und 2008 jeweils verlängert wurde, stand der Paragraf dann im Laufe dieses Jahres wieder auf der politischen Tagesordnung. Doch statt einer erneuten Verlängerung oder sogar einer Ent-



Foto: pfi

Ohne die Einigung wären künftig sicher einige vom Kopieren sehr müde.

füßbar zu machen (siehe Infokasten). Andererseits war auch die FDP einem Auslaufen des Paragraphen nicht abgeneigt. Sie unterstützt weitestgehend die Position des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Dieser fordert schon lange eine Abschaffung des Paragraphen 52a. In einer Pressemitteilung heißt es, dass er „ein schädliches Mittel“ sei „um den Einsatz neuester Techniken in Lehre und Forschung zu ermöglichen“. Stattdessen fordert der Börsenverein „umfassende Lizenzlösungen“ für elektronische Semesterapparate.

Doch all die Lobbyarbeit hat vorerst nichts genützt. In der vergangenen Woche einigten sich die Bundes-

tagsfraktionen von CDU/CSU und FDP auf eine Verlängerung bis zum 31. Dezember 2014. Der stellvertretende Vorsitzende der CDU/CSU-Fraktion, Günter Krings, betont auf Anfrage des *ruprecht*, dass man zwei ausstehende Urteile zum Urheberrecht abwarten müsse, ehe man den Paragraphen entfristen könne. Deutlicher formuliert es Christian Ahrendt, rechtspolitischer Sprecher der FDP-Fraktion. Für ihn wäre eine Entfristung „ein unausgewogener Umstand gegenüber Urhebern und Verlagen.“ Diese „dürfen nicht für eine Subventionierung der Hochschulen herangezogen werden.“

Ein Auslaufen hätte den Rückfall in

ein „Kreidetafel-Zeitalter“ bedeutet, sagt Ulrike Fälsch, Fachreferentin für Rechtswissenschaft der UB Heidelberg. Man hätte dann die Auswahl der Lehrangebote den Verlagen überlassen und deren Lizenzangebote seien oftmals „nicht so toll“.

Außerdem haben die Bibliotheken selbst „nur knappe Mittel“, um im großen Umfang Lizenzen zu kaufen. Zwar begrüßt sie die erneute Verlängerung, aber hätte eine Entfristung, wie unter anderem von der SPD und dem Deutschen Bibliotheksverband gefordert, hätte sie doch bevorzugt. So gehe vielmehr die „unendliche Geschichte“ um den Paragraphen 52a weiter. Jedoch sei es ihrer Ansicht nach auch nicht mit einer einfachen Entfristung getan. Weite Teile des Urheberrechts bedürfen einer Reform, da es an vielen Stellen schwammig und kompliziert formuliert sei. Frau Fälsch befürwortet daher eine „allgemeine und verständliche Wissenschaftsschranke“. Dann hätten Dozenten und Bibliotheken endlich Rechtssicherheit.

Doch zu einer grundsätzlichen Überarbeitung wird es in dieser Wahlperiode nicht mehr kommen. Das Bundesjustizministerium hat vorerst jegliche Reformüberlegungen auf die lange Bank geschoben. So bleibt zu hoffen, dass spätestens in zwei Jahren die dann regierenden Parteien im Bundestag eine generelle Reform des Urheberrechts in Angriff nehmen. (mgr)

Promotion mit Bachelor?

Quasi unmöglich – selbst für „gute“ Absolventen

Die Anforderungen für Bachelor-Absolventen, die ohne einen Master-Abschluss promovieren möchten, sind in Heidelberg sehr hoch. An der Fakultät für Verhaltens- und empirische Kulturwissenschaften zum Beispiel muss ein Bachelor-Absolvent einen Abschluss mit Auszeichnung haben und eine anschließende Eignungsprüfung mit sehr gut bestehen.

Woran liegt's? Verlangt das Gesetz das oder sind Bachelor-Absolventen im Vergleich zu Absolventen anderer Studiengänge wie dem Diplom in noch nicht ausreichendem Maße befähigt, eigenständig wissenschaftlich zu arbeiten?

Nach dem Landeshochschulgesetz (LHG) des Landes Baden-Württemberg sollen Hochschulen Bachelor-Absolventen nur bei besonders guten Leistungen ohne Master zur Promotion zulassen.

Jedoch definiert das Gesetz eine entscheidende Ausnahme: Absolventen von Studiengängen mit einer vierjährigen Regelstudienzeit sollen generell zur Promotion zugelassen werden, unabhängig davon, ob es sich dabei um einen Bachelor-, Diplom- oder Masterabschluss handelt. Somit sollen nach dem LHG die Absolventen von drei- und vierjährige Bachelorstudiengängen unterschiedlich behandelt werden.

An der Universität Heidelberg aber sind die Zulassungsverfahren zur Promotion bei drei- und vierjährigen Bachelorstudiengängen gleichermaßen streng. Das liegt daran, dass das LHG für die Fakultäten an dieser Stelle nur eine Empfehlung ausspricht. Es ist also den Fakultäten selbst überlassen, ob sie zwischen Absolventen von drei- und vierjährigen Bachelorstudiengängen differenzieren.

Hierzu erklärt die Fachschafftskonferenz Heidelberg: „Während man vielleicht noch nachvollziehen kann, dass Fakultäten Bedenken haben, Absolventen eines dreijährigen Studiengangs direkt zur Promotion zuzulassen, ist dies bei vierjährigen Studiengängen nicht nachvollziehbar. Die Fakultät für Biowissenschaften lässt einerseits Pharmazeuten nach einem vierjährigen Studium ohne zusätzliches Eignungsverfahren zur Promotion zu, andererseits aber lässt sie Absolventen eines vierjährigen Biologie-BA-Studiengangs ein spezielles Eignungsfeststellungsverfahren absolvieren, obwohl das LHG auch in diesem Fall empfiehlt, auf zusätzliche Eignungstests zu verzichten.“ Einen solchen vierjährigen Bachelorstudiengang in Biologie gibt es zum Beispiel an der LMU München

Thomas Rausch nennt als Prorektor für Forschung und Angehöriger dieser Fakultät auf Anfrage zu diesem Beispiel keine Gründe für dieses Vorgehen.

Daher ist stark zu bezweifeln, wieso gerade die Bachelor-Absolventen dieses Studienganges trotz gleicher Regelstudienzeit für eine Promotion weniger geeignet sein sollten als Pharmazeuten – zumal diese im Gegensatz zu Bachelorabsolventen, in ihrem ganzen Studium keine der Dissertation ähnliche wissenschaftliche Abschlussarbeit geschrieben haben.

Hiermit erweckt die Universität den Anschein, als ob nicht nur zählen würde, welche wissenschaftlichen Qualifikationen Absolventen erworben haben, sondern ob ihr Abschluss den klangvollen Namen Staatsexamen trägt oder aber profan Bachelor heißt. (zef)

Wertloser Bachelor

Ein Kommentar von Ziad-Emanuel Farag

Bei der Frage, ob bereits ein Bachelor-Absolvent promovieren kann, ist Folgendes entscheidend: Welchen Anteil macht eigenständiges wissenschaftliches Arbeiten im Bachelor-Studium aus? In einigen geisteswissenschaftlichen Fächern ist dieser beträchtlich. Wieso sollte nun beispielsweise ein Absolvent, der inklusive seiner Bachelorarbeit schon seit zwei Jahren solche Arbeiten schreibt, nicht promovieren können? Es ist lächerlich, von einem berufsqualifizierenden Abschluss zu reden, wenn Fakultäten nach unzähligen Hausarbeiten noch faktisch ausschließen, dass Absolventen bereits selbstständig wissenschaftlich arbeiten können. Was haben Absolventen dann sonst überhaupt noch gelernt? Auf diese Weise machen die Geisteswissenschaften jedenfalls jede Akzeptanz für ihre Bachelorabschlüsse zunichte: Wieso sollte ein Arbeitgeber einen Bachelor einstellen, wenn ihn nicht einmal die Universität, die ihn ausgebildet hat, für qualifiziert hält? Andererseits gibt es bei den Naturwissenschaften viele Studiengänge, in denen man in den ersten vier Semestern nur Überlebensstrategien im Labor und wissenschaftliche Grundlagen erlernt. Dort ist oftmals noch die Examensarbeit die erste wissenschaftliche Abhandlung. Hier muss also ein gesundes Maß gefunden werden. Allerdings leuchtet auch hier nicht ein, wieso

nicht auch Absolventen vierjähriger Bachelor-Studiengänge direkt zur Promotion zugelassen werden sollten, wenn man sie zum Beispiel mit Absolventen der vierjährigen Pharmaziestudiengänge vergleicht. Die einzige Erklärung dafür ist: Pharmazeuten lernen einen Großteil ihres Studiums nur auswendig. Außerdem schreiben sie im Gegensatz zu Bachelorabsolventen vor der

Promotion nicht einmal eine wissenschaftliche Abschlussarbeit haben aber das hochwertige Etikett Staatsexamen. Im Gegensatz dazu scheint die Universität Heidelberg also auf beiden Seiten des Neckars den Bachelorabschluss unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten von vornherein zu verachten. Dass das Rektorat sich hierzu nicht äußert, lässt auf betretenes Schweigen schließen.

MoschMosch™
EINE PORTION LÄCHELN

Peter ♥ *Heidi*

MoschMosch Japanische Nudelbar
Hauptstraße 136, 69117 Heidelberg
(Nähe Uni - besser als die Mensa)
Telefon 06221 / 650 90 77
www.moschmosch.com

Gültig bis 31.12.2012. Das teurere Hauptgericht wird bezahlt.
Nur gültig in der original ruprecht-Print-Ausgabe.
Nicht kombinierbar mit anderen Aktionen und Gutscheinen.
Keine Barauszahlung.

Mit dieser Ecke erhalten Sie
2 für 1
auf alle Hauptspeisen.

„Das persönliche Gespräch ist mir wichtig“

Angela Kalous legt als neue Unikanzlerin Wert auf Kommunikation und Zusammenarbeit

Die 51-Jährige gebürtige Kasselerin, Angela Kalous (Foto), steht am Anfang einer sehr wichtigen Herausforderung als neue Kanzlerin der Uni Heidelberg. Zu ihren aktuellen Plänen, sagt sie: „Ich möchte die Einführung der Verfassten Studierendenschaft aktiv begleiten“.

In der Seminarstraße hat seit knapp zwei Monaten eine neue Kanzlerin das Heft in der Hand. Im zweiten Stock fällt der Blick zuerst in das Sekretariat und dann in das große helle Büro. Auf einem geräumigen Schreibtisch sind Aktenstapel in verschiedensten Farben ordentlich sortiert. In diesem Ambiente sitzt und arbeitet Angela Kalous.

Sie ist die neue Kanzlerin der Universität Heidelberg. Ihre Tätigkeiten umfassen unter anderem die Leitung des Geschäftsbereichs Haushalt und Personalverwaltung. Vor allem kümmert sie sich um die ordnungsgemäße Verwendung der Mittel, die die Universität vom Land bekommt.

Kommunikation ist ihr besonders wichtig in ihrem Amt. Daher war es eine ihrer ersten Amtshandlungen, in den Dekanaten und anderen Einrichtungen zu fragen, welche Erwartungen sie an die neue Kanzlerin haben. Für Kalous gehört die Zusammenarbeit mit anderen Kollegen in der Verwaltung zu ihren wichtigen Arbeitsaufgaben. Sie will Probleme persönlich klären, deswegen bemüht sie sich auch, mit allen Statusgruppen direkt zu reden. „Denn es ist letztendlich wichtig, dass wir alle zusammen eine gute Figur machen“, findet die Kanzlerin.

Die Studierenden sind für die neue Kanzlerin besonders wichtig, deshalb engagiert sie sich unter

anderem für den Prozess der Einführung einer Verfassten Studierendenschaft. Dafür will sie einen Ansprechpartner in der Verwaltung zur Verfügung stellen. Dieser Mitarbeiter soll als Vermittler für die

Die vergangenen vier Jahre leitete sie das Referat für Landesmarketing Baden-Württemberg. In dieser Zeit habe sie am meisten gelernt:

„Ich habe erfahren, wie wichtig Kommunikation ist, wie wichtig es ist, die Dinge gut darzustellen, denn letztendlich ist ein gutes Produkt in schlechter Verpackung nicht optimal.“ Das bezieht sich auch auf die Uni Heidelberg, schließlich

ausgesprochen voll ist, bemüht sie sich, in ihrer Umgebung alles und alle kennenzulernen und sich in den Einrichtungen auch gut auszukennen. Dafür nimmt sie sogar den Stadtplan in die Hand und macht sich selbst auf den Weg.

Obwohl die Einarbeitungsphase noch einige Zeit dauern wird und sie noch vor vielen Herausforderungen steht, blickt die frisch gebackene

Kanzlerin ihrer Arbeit optimistisch entgegen: „Im Moment macht mir noch alles Spaß“, sagt sie und nimmt noch einen Schluck von ihrem frisch gekochten Tee.

Kalous wirkt durch ihre lockere, aber doch seriöse und ruhige Art wie ein zielstrebig, ambitionierter Mensch. Dennoch ist für die neue Kanzlerin Familie sehr wichtig. In ihrem Leben versucht sie meistens, eine „work-life balance“ aufrechtzuerhalten und das ist ihr bis jetzt auch immer gut gelungen.

So versucht die Kanzlerin den zuweilen großen Stress in Grenzen zu halten, denn sie muss fit bleiben, um die kommenden Herausforderungen souverän

meistern zu können und ihre Aufgaben so gut wie möglich zu erfüllen. Zum Ausgleich betreibt sie gerne Kraftsport, geht regelmäßig joggen oder auch mal spazieren, freut sich auf ihren Mann und den Hund zu Hause und blickt jeden Tag mit großer Vorfreude dem bevorstehenden Familienessen entgegen.

Denn schließlich macht Angela Kalous als Unikanzlerin „keinen Sprint, sondern einen Langstreckenlauf“, angesichts dessen, dass sie noch mindestens sechs Jahre im Amt vor sich hat. (iti)



Frau Kalous, gut gelaunt an ihrem neuen Heidelberger Arbeitsplatz.

Studierenden und zu deren Unterstützung dienen.

Kalous ist studierte Juristin und hat die meiste Zeit ihrer Karriere in der Wissenschaftsverwaltung verbracht. Eine prägende Station in ihrem Leben war dabei die Universität Karlsruhe, wie sie sagt. Dort lernte sie, wie Entscheidungsprozesse an der Uni genau ablaufen und vor allem, wie eine Diskussionskultur aussehen sollte. „Da habe ich Universität nochmal ganz neu erlebt, nämlich aus der Sicht der Verwaltung.“

stehe Heidelberg im Wettbewerb mit anderen Unis und zwar nicht nur deutschlandweit, sondern auch weltweit. „Man nimmt die Dinge wahr, die sich in das Bewusstsein drängen“, sagt die Kanzlerin.

Obwohl Kalous in Kassel geboren ist, fühlt sie sich in Heidelberg „ein Stück weit zu Hause“. Lächelnd sagt sie: „Heidelberg ist die größte Universität in Baden Württemberg, die älteste in Deutschland und die bekannteste im Ausland, einfach eine ganz tolle Universität.“

Auch wenn ihr Terminkalender

Urwahl im Mai

Vom 13. bis 15. Mai 2013 entscheiden die Studierenden der Uni Heidelberg darüber, wie ihre Verfasste Studierendenschaft (VS) aussehen wird. Zwei Wochen später gibt es vielleicht eine Stichwahl zwischen zwei Modellen.

Bis zum 1. Februar kann jeder ein Modell vorschlagen. Danach prüft die Univerwaltung die Vorschläge auf Rechtskonformität und bespricht eventuell nötige Korrekturen mit den Autoren. Ende April werden dann jene Vorschläge veröffentlicht, die im Mai auf dem Stimmzettel stehen. Wann die ersten Studierendenvertreter gewählt werden, hängt dann davon ab, welche Sitzung sich durchsetzt: vielleicht schon im Juli, möglicherweise aber erst im Wintersemester 2013/14. Einen Fahrplan für die PH, die ihre eigene VS bekommt, gibt es noch nicht, dort hat die Modell-Diskussion erst begonnen.

Für die Uni hingegen gibt es schon einige Vorschläge: Die AG VS wird einen basisdemokratischen Studierendenrat (StuRa) vorschlagen, in dem sowohl Fachschaften als auch Hochschulgruppen sitzen. Der SDS, die Jusos und der RCDS beteiligen sich zwar wie Fachschaften und GHG an der AG, werden aber auch eigene Modelle zur Abstimmung stellen: Der sds eine leicht abgewandelte StuRa-Variante, die Jusos – möglicherweise zusammen mit RCDS und LHG – ein Studierendenparlament (StuPa).

Auf drei Veranstaltungen können Interessierte die möglichen VS-Spielarten kennenlernen oder Modelldiskussionen führen:

Am **Donnerstag, 15. November**, gibt es eine Infoveranstaltung mit dem VS-Experten Sven Goedde. Auch die vorhandenen Heidelberger Modelle werden dort vorgestellt.

Eine Woche später, am **22. November**, diskutiert eine studentische Vollversammlung die Modelle.

Am **15. Januar** können alle ihre endgültigen Vorschläge vorstellen. Alle Termine finden um **18 Uhr in der Neuen Uni** statt.

Die AG VS trifft sich – offen für alle Uni- und PH-Studierenden – **donnerstags um 18 Uhr** im ZFB: <http://agvs.uni-hd.de>

Online werden die Modelle auf der Liquid-Democracy-Plattform der FSK diskutiert: <http://vs.uni-hd.de>
 Heidelberger VS auf **Facebook**: <http://vsfb.uni-hd.de> (zef)

Blutspendezentrale Heidelberg
 Im Neuenheimer Feld 583 - Technologiepark -



Fürs Leben gerne Blutspenden

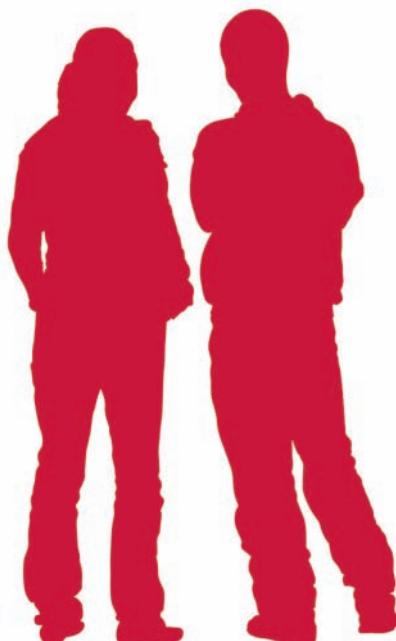
Spenden Sie zum ersten Mal bei uns?

Kommen Sie bitte mit einem gültigen Ausweis bis spätestens eine Stunde vor Spendenschluss, damit wir Sie umfassend und in Ruhe informieren können.

Spendezeiten:

Montag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Dienstag	-	13:00 - 18:00 Uhr
Mittwoch	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Donnerstag	-	14:00 - 19:00 Uhr
Freitag	8:00 - 12:00 Uhr	13:00 - 16:00 Uhr
Samstag (immer am 2. Samstag des jeweiligen Monats)	09:00 - 13:00 Uhr	

www.iktz-hd.de oder  **650 510**



Angebote des Hochschulteams:

13.11. Der Internationale Arbeitsmarkt für Akademiker
 Neue Uni, HS 04, 18:00 Uhr

27.11. Arbeiten bei Internationalen Organisationen
 Neue Uni, HS 04, 18:00 Uhr

06.12. Studium und kein Abschluss
 ZSW, Bergheimerstr. 58, Gebäude 4311
 Beginn 16:00 Uhr s.t.

Check der Bewerbungsunterlagen am 5.12. - AA Heidelberg
 Hierfür Anmeldung per Mail erforderlich!

Agentur für Arbeit Heidelberg
 Kaiserstraße 69 / 71, 69115 Heidelberg
 E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de



Bundesagentur für Arbeit

Wohnungsnot trotz Leerstand

Fortsetzung Titel: Schweineteuer

In den Heidelberger Wohnheimen des Studentenwerks standen zum neuen Semester nur 2000 Plätze frei, die nun schon wieder belegt sind. Das neue Wohnheim in Mannheim bietet Medizinstudenten noch Plätze an. Kostenpunkt: 320 bis 360 Euro.

Dennoch versucht das Studentenwerk, den Wohnungslosen anderweitig zu helfen. Eine dieser Hilfestellungen sind die Notquartiere im Neuenheimer Feld. Für wenig Geld übernachten dort Studenten mit vier bis fünf Leuten in einem Zimmer, zum Duschen müssen sie ins Sportzentrum radeln. Bis voraussichtlich Ende 2012 sollen die Notquartiere noch bereit stehen.

Eine weitere Unterstützung vom Studentenwerk ist das Schwarze Brett in den Mensen. Anne-Julie hält dies für hilfreicher als die Wohnungssuche im Internet: „Meist sind die Anzeigen im Internet veraltet. Sobald eine Wohnung am schwarzen Brett vergeben wird, hängt sie jemand ab.“

Doch sei hier Vorsicht geboten: „Das Studentenwerk sollte mal aufpassen, welche Leute diese Wohnungen anbieten. In einer Anzeige stand, ein Student suche einen Mitbewohner“, erzählt Anne-Julies Kommilitonin Nora, „als ich dort ankam, fand ich heraus, dass derjenige kein Student ist, sondern ein

Mann Mitte 40, der sofort meine Kontaktdaten wollte.“

Im Gegensatz zu Anne-Julie ist sie immer noch auf der Suche nach einer Wohnung. Derweil schläft Nora bei ihrer Tante in der Nähe von Frankfurt.

Erasmus-Studenten haben es noch schwerer: Die Italienerin Noemi weiß seit Februar, dass sie nach Heidelberg gehen wird. Bereits in Italien hatte sie angefangen zu suchen: „Aber die Leute wollen die Person sehen, an die sie das Zimmer vermieten.“ Seit Ende September übernachtete sie in der Fünfer-WG einer Freundin. Nun hat sie durch eine Bekannte eine Wohnung gefunden. Rund hundert Leuten hat sie vorher E-Mails geschrieben. Meist sagten ihr diese schon am Telefon ab, nur drei Wohnungen konnte sie sich ansehen. Das Studentenwerk erteilte ihr ebenfalls eine Absage.

Da drängt sich die Frage auf, ob sich das Studentenwerk nicht ausreichend auf den doppelten Abiturjahrgang vorbereitet habe. Laut FAQ-Bogen wurde bereits ein Teil der Wohnheime im Neuenheimer Feld gebaut, in dem 265 Studenten Platz finden sollen. Weiter heißt es: „Des Weiteren bemüht sich das Studentenwerk weiterhin um die Anmietung von ehemaligen Wohnungen der amerikanischen Militärfamilien, um sie in studentischen Wohnraum umzuwandeln.“

Die 300 Plätze im Mark-Twain-Village stehen immer noch frei. Was ist da schief gelaufen? Cornelia Gräf vom Studentenwerk dazu in einer E-Mail: „Wir hatten diese Plätze fest eingeplant.“

Leider stellte sich heraus, dass die derzeitigen Bewohner nicht ausziehen konnten beziehungsweise die Rückgabe der Immobilie an die Bundesanstalt für Immobilien (Bima) noch nicht vollzogen werden konnte. Dies war so nicht vorauszu-

sehen, weswegen wir unsere Prognose als realistisch ansahen.“

Diana Scharl von der Stadt Heidelberg weiß mehr: „Die Amerikaner haben angekündigt, Ende 2013 ausziehen. Bis jetzt wurden die US-Gebäude noch nicht militärisch übergeben.“ Östlich der Römerstraße werden die ersten Flächen frei.

Diese sollen im Laufe des Novembers zwar übergeben werden, aber nicht an die Stadt, sondern an die

Bima. Diese wiederum will die Flächen veräußern, gerne an die Stadt.

Bevor dies geschieht, wolle die Stadt erst ein Gesamtkonzept entwickeln, um einzelne freistehende Flächen zu vermeiden. Das Studentenwerk will nun im nächsten Jahr Wohnheime in den ehemaligen US-Gebäuden einrichten. Abhängig sei dies von der Einwilligung der Stadt.

Nestor sieht in den US-Gebäuden eine von drei Möglichkeiten, um die Wohnungsnot von Studenten zu mildern: Die nächste wäre die Bahnstadt. „Ein Großteil der Studenten wird sich diese Wohnungen doch nicht leisten können“, so Nestor. Auch 179 Wohnungen im Emmertsgrund und auf dem Boxberg stehen frei. Diese gehören der Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz (GGH).

Ein Angebot über diese Wohnungen ging laut Frau Scharl beim Studentenwerk ein, welches ablehnte. „Wir haben der GGH jedoch angeboten, bei Bedarf die dortigen Wohnungen als Angebote in der Privatzimmerbörse aufzunehmen“, so Gräf.

Das Studentenwerk rechnet damit, dass die Nachfrage ähnlich hoch bleiben wird. Nestors Einschätzung zum privaten Wohnungsmarkt: „In den nächsten Jahren wird das immer so weitergehen.“ (col)



Einige der 165 neuen Wohnheime am Klausenpfad im Neuenheimer Feld

Willkommen im 21. Jahrhundert

Neue Arbeitsplätze und verlängerte Öffnungszeiten in der UB Heidelberg

Zum Start des neuen Semesters wartete die Universitätsbibliothek Heidelberg mit einigen Neuerungen auf. Neben 110 Arbeitsplätzen und zwei neuen Toilettenanlagen erweiterte sie ihre Öffnungszeiten auf ein Uhr nachts. Die Resonanz ist bislang durchwachsen.

Er bemüht sich gar nicht mehr seine Müdigkeit zu verbergen. Laut gähnd und etwas einsam wirkt an diesem Abend ein Student im neuen Triplexbereich der UB. Auch die farblose Gestaltung der neuen Arbeitsplätze hält ihn nicht unbedingt wach. Nur ein paar ältere Herren sitzen noch ganz gebannt vor ihren Monitoren. Erst durch das schrille Läuten der Klingel werden sie aus der Konzentration gerissen. Ein Blick auf die Uhr offenbart: Es ist 0:44 Uhr. Zeit nach Hause zu gehen.

Viele Studenten haben sich womöglich zu Beginn des Semesters verwundert die Augen gerieben als sie die UB betraten. 110 Arbeitsplätze, 18 Einzelkabinen und sieben Gruppenarbeitsräume stehen ihnen neuerdings zur Verfügung. Doch die vielleicht beste Nachricht: Seit Anfang Oktober hat die UB fortan bis ein Uhr nachts geöffnet. Ist sie damit endgültig im 21. Jahrhundert angekommen?

„Das ist eine ganz klare Serviceleistung für die Studierenden“, freut sich Sabine Gehrlein über die Erweiterung

der Öffnungszeiten. Als Leiterin der Abteilung Benutzung II hat sie sich schon lange dafür eingesetzt. Problematisch war bislang vor allem die Finanzierung. Erst mit der Zusage des Landes, die anfallenden Kosten, laut Gehrlein eine „mittlere fünfstellige Summe im Jahr“, zu übernehmen, wagte man den Schritt. Doch im Vergleich zu anderen Universitätsstädten hinkt Heidelberg in diesem Punkt immer noch etwas hinterher. In Freiburg, Karlsruhe und Konstanz hat die Hauptbibliothek 24 Stunden geöffnet. Für Gehrlein ist das aber vorerst kein Gedanke. Die Erfahrungen der drei Bibliotheken haben gezeigt, dass zwischen zwei und sechs Uhr nachts fast niemand mehr da sei. Die Resonanz

auf die Ein-Uhr-Erweiterung sei bislang „gut, aber noch verbesserungswürdig.“ 50 bis 70 Personen seien im Schnitt noch ab 22 Uhr in der UB.

Für deren Sicherheit sorgen dann zwei bis drei Männer vom Wachdienst Heidelberg. Herr Bergmann ist einer von ihnen. Stoischen Blickes kontrolliert er jeden einzelnen, der seinen Aufsichtsposten passiert. Er will das bloß nicht als Schikane verstanden haben. „Ich mache doch auch nur meinen Job.“ Bis halb zwei Uhr machen er und seine Kollegen Kontrollgänge, sieben Tage die Woche.

Er hätte kein Problem, damit wenn die UB noch länger offen hätte. „Dann würde ich noch mehr Geld kriegen“, erzählt Bergmann. Darauf muss er

wohl noch eine Weile warten.

Allerdings werden in ein paar Jahren er und seine Kollegen noch größere Runden laufen müssen. Spätestens 2015 soll der große Lesebereich, der sich über drei Triplex-Geschosse erstrecken wird, fertig sein. Knapp 1000 neue Arbeitsplätze sollen dann entstehen. Vorsorglich wurde auch jetzt schon ein Wickelraum neben den Toiletten installiert. Später soll ein ganzer Eltern-Kind-Raum folgen.

Frau Gehrlein findet es schön, wenn man das Angebot habe. Man wolle die Eltern mit Kindern schließlich „nicht diskriminieren“. Ob die Kinder dann bis ein Uhr nachts ihre Eltern in der UB wachhalten werden, bleibt abzuwarten. (mgr)

+ =

Das große Weihnachtsspecial für alle Heidelberger Studenten:

Jeder Studi, der an der Original Heidelberger Weihnachtsmarkt-**Glühweinhütte** (Adam Müller) auf dem Marktplatz einen Glühwein trinkt, ein Foto schießt und es bei Facebook postet, bekommt einen **Gratis-Schuss nach Wahl!** (Rum, Amaretto oder Willi)

WEINGUT ADAM MÜLLER
SEIT 1735

Heidelberger Weihnachtsmarkt Glühwein

Erst posten, dann prosten!

GUTSCHEIN

Bei Vorlage dieses Gutscheins kann jeder den Original Heidelberger Weihnachtsmarktglühwein **gratis** probieren. Und zusätzlich gibt es **25% Rabatt** auf unsere Flaschen und das Original Heidelberger Weihnachtsmarktglühwein **Geschenkset!!!**

Türkçe biliyormusun?

In Heidelberg werden kaum Türkischkurse angeboten

Kaum eine Sprache, kaum eine Kultur ist in der gesellschaftspolitischen Debatte präsenter als die türkische. Dennoch ist es in Heidelberg kaum möglich, sich näher mit ihr zu befassen: Es bestehen weder Angebot noch Nachfrage.

In Deutschland leben heute über 1,5 Millionen Menschen türkischer Herkunft. Der Islam gehört mittlerweile zu Deutschland. Und auch wenn dieser letzte Punkt nach wie vor kontrovers diskutiert wird, steht zumindest eines fest: Türkisch ist mit zirka zwei Millionen Sprechern nach Deutsch und neben Russisch und Polnisch eine der am weitesten verbreiteten Sprachen hierzulande und somit fester Bestandteil der Alltagskultur.

Wer sich jedoch während seines Studiums in Heidelberg mit der türkischen Sprache und auf diesem Wege eventuell auch mit der Kultur näher befassen möchte, muss feststellen: Dies ist kaum möglich.

Weder das Zentrale Sprachlabor oder andere Einrichtungen der Universität, noch die Pädagogische Hochschule bieten Türkischkurse explizit für Hörer aller Fakultäten an. Nur am Seminar für Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients werden im Rahmen des Studiengangs Islamwissenschaft Türkischkurse angeboten. Diese richten sich allerdings primär an Fachstudierende. Überdies bietet die Medizinische Fakultät Mannheim Kurse an, die speziell auf den Kranken-

hausalltag zugeschnitten sind. An der Pädagogischen Hochschule wurde vor Beginn dieses Semesters ein angebotener Kurs kurzerhand wieder revidiert, wohl mangels Teilnehmern. Eine Stellungnahme der PH hierzu lag bis zum Erscheinen dieses Artikels nicht vor.

Die Universität Heidelberg unterhält Austauschprogramme in der Türkei, sogar einige Erasmuspartnerschaften bestehen zum Beispiel mit der Technischen Universität Istanbul. Kaum eine Sprache wäre weiterhin für die Lehramtsausbildung an Universität und Pädagogischer Hochschule derart bedeutsam wie Türkisch. Wie also kommt es zu dieser kompletten Nonpräsenz?

Die Geschäftsführung des Sprachlabors zeigt sich auf Nachfrage sehr auskunftsbereit. Man versuche vor allem möglichst kostendeckend zu arbeiten. Das Sprachlabor finanziert sich überwiegend aus den zentralen Mitteln der Universität, die es vom Rektorat zugewiesen bekommt. Hinzu kommen Zuschüsse, vor allem von der Neuphilologischen Fakultät, und die Qualitätssicherungsmittel, die baden-württembergische Universitäten seit dem letzten Sommer

semester als Ersatz für die damals abgeschafften Studiengebühren aus dem Landeshaushalt erhalten. Ferner decken auch die Kursbeiträge der Studenten, die für einen Kurs mit vier Semesterwochenstunden Umfang normalerweise 80 Euro zahlen, einen Teil der Kosten. Allerdings benötigt ein Kurs mindestens 20 Teilnehmer, um auch nur das mit 1600 Euro pro Semester erschreckend geringe Gehalt des Lehrbeauftragten einzubringen. Um eine weitere Sprache anzubieten, müsse man sich der finanziellen Zwänge wegen also schlicht auf eine gewisse Nachfrage verlassen können.

Eine Umfrage aus dem Jahr 2006 habe jedoch gezeigt, dass von 1600 befragten Studenten überraschenderweise nur 36 grundlegendes Interesse an Türkischkursen gehabt hätten. Tatsächlich habe man hier eine stärkere Nachfrage erwartet. Stattdessen gewünscht seien vor allem Arabisch und Portugiesisch gewesen. Beide Sprachen werden seither recht erfolgreich angeboten.

Bezüglich Türkisch habe es innerhalb der letzten drei Jahre hingegen erst sieben Nachfragen gegeben, diesen Artikel bereits mit eingerechnet. Auch eine Initiative der Neuphilologischen Fakultät, die 2008 eine Partnerschaft zu einer neugegründeten Universität in der Türkei aufbauen wollte und in diesem Rahmen auch entsprechende Sprachkurse



Die Türkische Sprache führt in Heidelberg ein Schattendasein

für die Beteiligten erwogen hatte, sei im Sande verlaufen.

Dennoch wäre ein Versuch, Türkisch am Sprachlabor anzubieten, durchaus denkbar. Falls nur das Rektorat die benötigten Mittel zur Verfügung stellen würde. Ein solches Angebot dürfte durchaus auch eine entsprechende Nachfrage schaffen. Doch auch in der Universitätsleitung scheint in dieser Hinsicht keine allzu große Priorität zu bestehen.

Integration funktioniert nicht nur in eine Richtung. Offenbar zeigen jedoch weder Rektorat noch Studentenschaft irgendein Interesse an einer Sprache, deren Beherrschung einen riesigen Fortschritt in der so erbittert geführten Integrationsdebatte bedeuten könnte.

Das ist ein Armutszeugnis. Erst recht in einer Stadt, die sich seit jeher stets ihrer großen Offenheit und ihres „lebendigen Geistes“ rühmt. (pme)

IHR SPEZIALIST FÜR
TINTE, TONER UND PAPIER

HCS
DRUCKERZUBEHÖR
+ TINTENTANKSTELLE

Seit August 2011
Poststraße 4
69115 Heidelberg

gegenüber Carreé/Taxistand
ehemals Horn Citystore im Carreé

Öffnungszeiten:
Mo-Mi 10:00 - 19:00 Uhr
Do+Fr 10:00 - 19:30 Uhr
Sa 10:00 - 17:30 Uhr

www.hcs-heidelberg.de
Telefon: 06221/453417

Wir freuen uns auf Ihren Besuch - Susanne und Karl Schoch mit Team

Erfolg auf ganzer Linie

Der Studi City Guide bietet verlockende Rabatte

Heutzutage ist Facebook ein Globalphänomen und darum haben drei Studenten aus Heidelberg entschieden, eine Facebook-Seite über das Studentenleben zu schaffen. Die Seite heißt „Studi City Guide Heidelberg“.

Heidelberg ist zwar unglaublich beliebt bei Touristen und bietet für diese ein breites Angebot, aber im Gegensatz dazu gibt es kaum Aktionen und Rabatte speziell für Studenten. Deshalb wollen sie aus Heidelberg eine „typische Studentenstadt“ machen. Studenten haben weniger Geld als Touristen und müssen schon grundsätzlich viel Geld ausgeben. „Wir wollen mehr besondere Angebote speziell für Studenten“, sagt Nicholas Schoch.

„Auf unserer Seite wollen wir die Studenten über alles informieren, was für diese interessant ist.“ Es gibt Informationen über Partys, Vorträge und auch besondere Veranstaltungen rund um Heidelberg und das Studentenleben.

Die Facebook-Seite hatte in den letzten vier Monaten seit der Gründung so viel Erfolg, dass die Studenten zu Beginn dieses Semesters auch eine 16-seitige Willkommens-Broschüre für Erstsemester drucken ließen.

Die Zukunft für Studi City Guide scheint erfolgversprechend, aber die Gründer sind noch nicht am Ziel. Es wird noch viele tolle Neuheiten geben und „wir sind immer offen für Ideen von Studenten“. (mst)

Studentenwerk mobil

Neue App informiert über Speisepläne und Events

Seit diesem Semester bietet das Studentenwerk mit seiner neuen App die Möglichkeit, auch mobil auf aktuelle Informationen rund um das Unileben zuzugreifen.

Studenten können mithilfe der App nun unter anderem schnell und unkompliziert die Speisepläne der Mensen einsehen und Auskünfte über die Service-Leistungen des Studentenwerks erhalten. Ebenfalls werden unter der Rubrik „Aktuelles“ die neusten Veranstaltungen in den Heidelberger Mensen und Cafés vorgestellt.

Die App ist sowohl für iPhones als auch für Smartphones mit Android geeignet. Man kann sie sich entweder im App- oder Playstore herunterladen oder den QR-Code nutzen, der auf der Rückseite des Veranstal-

tungskalenders des Studentenwerks zu finden ist.

Allerdings erkannte der Barcode-Scanner im Test den QR-Code nur selten. Das App-Design ist verbesserungswürdig. Schön wäre es, wenn die aktuellen Nachrichten optional als Benachrichtigung angezeigt werden könnten.

Wer öfter in der Mensa essen geht und sich für Veranstaltungen des Studentenwerks interessiert, für den ist die App eine hilfreiche Spielerei, da man schnell und ohne langes Suchen im Internet an die entsprechenden Informationen herankommt. (jvr)

Alternativen zur Mensa finden ihr demnächst auf: www.ruprecht.de

Für telefonische Meinungs-
umfragen suchen wir Deine Stimme!



Wenn Du einen Job auf Teilzeit-, Studentenwerksvertrag- oder GfB-Basis suchst, bieten wir Dir neben einem tollen Arbeitsklima und netten Kollegen einen Neben-Job mit flexiblen Arbeitszeiten und festem Stundenlohn in Höhe von 7,50 € und mehr!



Melde Dich telefonisch oder auf unserer Homepage.
Bewerberhotline: 06221 - 138 15 27

Wir kommunizieren **Besser.**



www.streilinger.de
Streilinger Vertriebsmarketing GmbH, Hauptstr. 77, 69117 Heidelberg

Viel Wind um die Halle 02

Ende November wird die Stadt über die Zukunft der „Halle“ entscheiden

Wieder einmal müssen die Betreiber der Halle 02 bangen – doch diesmal ist es so eng wie vielleicht noch nie. Wird die Halle Heidelbergs Studenten, Partygängern und Kulturbeflissenen erhalten bleiben oder droht jetzt das Aus für die größte Veranstaltungsstätte der Stadt?

Seit 2002 gibt es die Halle 02. Sie ist sowohl für ihre großen Studenten- und Schülerparties („Hallengymnastik“) als auch für alternativere Musikveranstaltungen, wie zum Beispiel „Untre Ferunden“ bekannt und beliebt. Zu ihrem zehnten Jubiläum befindet sie sich in einem bitteren Überlebenskampf.

Mit dem Bau der Bahnstadt hat die „Halle“ Nachbarn bekommen, was sie zu Veränderungen und die Stadt zu Entscheidungen zwingt. Schon im Sommer stellte sich durch das Urteil eines Schallschutzgutachters heraus, dass die Stadt als Eigentümerin des alten Güterbahnhofs beträchtliche Investitionen tätigen müsste, um die Gebäudedämmung wohngiebtsfreundlich zu machen.

Viereinhalb Millionen Euro würde diese Hallensanierung die Stadt kosten. Zudem müsste nach Angaben der Halle02-Verwaltung der Kulturzuschuss um 200 000 Euro erhöht werden, um das künftige Defizit zu decken. Eine hohe Summe, lag der bisherige Zuschuss noch bei 35 000 Euro.

Die Betreiber der Halle 02 wehren dich dagegen, als reine Partyveranstalter angesehen zu werden. So kann man auf deren Webseite lesen:

„Veranstaltungen wie der BeatBasar (Kreativ- und Kunstmarkt), die Kunstausstellungen in der Kunst/Halle, sowie Veranstaltungen mit anderen Einrichtungen wie dem Theater, Kulturfenster und auch Konzerte sind für ein breites Alterspektrum konzipiert und werden erfolgreich angenommen.“

Mit der Organisation eines Bahnstadt-Stammtischs versuchen die Betreiber, mit den Anwohnern in Kontakt zu treten, um sich besser kennenzulernen und mögliche Probleme aus dem Weg zu räumen. „Der neue Stadtteil braucht einen kulturellen Mittelpunkt. Die Nachfrage schafft zudem das Angebot“, erklärt Felix Grädler, der Geschäftsführer der Halle02. So findet im November neben „90er Party“ und „Electrogravity“ auch ein „Tanztee“ für Oma und Opa mit Oldies und deutschen Schlagnern in der Kunst/Halle statt.

Wie viel der Stadt der Erhalt der Kultur- und Partystätte wert ist, wird sich am 29. November zeigen. Dann wird der Gemeinderat darüber entscheiden, ob der Mietvertrag verlängert wird – diesmal möglicherweise nicht nur für ein Jahr, wie bisher, sondern für

einen längeren Zeitraum. Sollte es bis dahin kein eindeutiges „Ja“ von der Stadt geben, so sehen sich die Betreiber gezwungen das Handtuch zu schmeißen.

Bis dahin versuchen sie, mit den unterschiedlichsten Aktionen Werbung für den Erhalt der Halle zu machen. So gab es Grußkarten, die jeder Unterstützer mit Bitte um den Erhalt der Halle 02 an den Gemeinderat senden konnte. 500 „Halle“-Fans nahmen an einer stillen Demonstration für die Halle teil – dem „Silent Dance Mob“ mit Kopfhörern und Tanz auf dem Marktplatz. Eine Online-Petition schaffte sogar fast 3200 Unterzeichner und wurde im Rahmen des Bahnstadtfests an Oberbürgermeister Eckart Würzner übergeben.

Die Zahl der Erhaltungsaktionen auf Seiten der Betreiber zeigt, wie unsicher die Zukunft der Halle derzeit ist. Dennoch erwartet Felix Grädler eine positive Entscheidung: „Die Gemeinderäte sind das dem Projekt einfach schuldig.“ So sieht es auch die grüne Stadträtin Kathrin Rabus: Die Probleme seien „größtenteils hausgemacht“, da die „umfangreichen und kreativen Konzepte“ der Halle immer wieder in den Schubladen verschwunden seien. Nun solle der Gemeinderat die Verantwortung für den Erhalt und weitere Schulden übernehmen. Rabus betonte außerdem: „Neben



Ein Flyer, mit dem die Veranstalter ihr Novemberprogramm bewerben.

der Kultur darf auch der wirtschaftliche Aspekt nicht vergessen werden. Schließlich ist die Halle auch ein erfolgreicher Wirtschaftsbetrieb, der Gewerbesteuer zahlt und Arbeitgeber für viele Leute ist.“

Anke Schuster, Fraktionsvorsitzende der SPD Heidelberg versteht die Aufregung um die bevorstehende Abstimmung nicht. Über den Kulturzuschuss müsse man noch sprechen, aber die Stadt könne sich

glücklich schätzen, dass die Halle dem neuen Stadtteil von vorneherein einen Identifikationspunkt liefere. „Ich weiß nicht, wer diese Gerüchte gestreut hat. Für uns ist klar, dass die Halle erhalten werden muss.“ In der Tat hat es in der Vergangenheit immer wieder Gerüchte um ein Aus für die Halle 02 gegeben. Ob die Angst berechtigt, oder doch eher PR-Gag war, wird sich bald herausstellen. (fel)

Alternative Locations

Wohin man gehen kann, falls die Halle 02 schließt

Ein Aus für die Halle 02 würde eine große Lücke in die Heidelberger Kulturlandschaft reißen. Aber es gibt auch weitere Kulturangebote, die die Stadt künftig weiter fördern will. Damit eure Beinmuskulatur in Zukunft nicht allzu sehr vernachlässigt wird, stellen wir vier davon vor.

Kosmodrom: Vor gut einem Jahr musste das Kosmodrom seine Pforten in der Siemensstraße 40 schließen. Der Klebstoffhersteller Henkel-Teroson hatte gegen die Nutzung einer in unmittelbarer Nähe befindlichen, leer stehenden Fabrikhalle Einspruch erhoben. Das Regierungspräsidium Karlsruhe lehnte daraufhin eine Nutzungsänderung des Kosmodroms ab. Seitdem organisiert der Betreiber des Kosmodroms, der Verein „Spielraum“, das „Kosmodrom im Exil“.

Diese Reihe organisiert Veranstaltungen in anderen Heidelberger Kulturinstitutionen, wie der Halle 02, der Villa Nachttanz oder in den Breidenbach Studios. Derzeit ist eine Nutzung der ehemaligen

Druckerei Hörning in der Dischingerstraße 5 im Pfaffengrund durch „Spielraum“ und den Verein für kulturellen Freiraum in der Diskussion. Der Gemeinderat will im Dezember über das Projekt entscheiden.

Karlstorbahnhof: Bereits seit 1995 besteht das Kulturhaus Karlsruhbahnhof. Im September 1999 wurde der gleichnamige Förderverein gegründet. Das ehemalige Bahnhofsgebäude am Ende der Altstadt beherbergt die Vereine Kulturcafé, Theaterverein, Eine-Welt-Zentrum und Medienforum. Die Stadt Heidelberg unterstützt den Karlsruhbahnhof jährlich mit Zuschüssen von etwa einer halben Million Euro. Gegenwärtig will man den großen Saal auf 450 Plätze erweitern. Dem-

nächst sollen dazu die Ergebnisse einer Machbarkeitsstudie vorgestellt werden. Der Klub K, der sowohl für Partys als auch für Konzerte genutzt wird, ist seit September dieses Jahres in neuem Gewand wieder geöffnet.

Villa Nachttanz: Seit 2001 betreibt der Verein „Aktion 2001“ die Villa Nachttanz. Sie wurde im Zuge der ersten Heidelberger Nachttanzdemo gegründet, die auf das geringe Kultur- und Raumangebot in Heidelberg aufmerksam machen wollte. Im Juni 2001 wurde dann ein heruntergekommenes Haus in einem Wieblinger Gewerbegebiet bezogen. Stück für Stück wurde die Villa renoviert und konnte ihr kulturelles Angebot erweitern. So bietet sie etwa Ausstellungen, Konzerte, Partys, Theater, Lesungen und Workshops an. Im Sommer fand bereits zum fünften Mal ein zehntätiges Kulturfestival statt, die

Festivilla. Ihre langgeliebte Location musste die Villa im Sommer 2011 verlassen und vorübergehend in den Kurpfalzring 71/1 umziehen. Derzeit wird ein Wohnhaus Im Klingebühl 6, einem Industriegebiet im Pfaffengrund, umgebaut und eine neue Veranstaltungshalle errichtet. Die Stadt Heidelberg zahlt hierfür einen Investitionszuschuss in Höhe von 330 000 Euro.

Tanzfestival: Am 2. Oktober 2012 gab der Heidelberger Gemeinderat grünes Licht für die Einrichtung eines Tanzproduktionszentrums und für ein biennales Tanzfestival. Das Tanzproduktionszentrum soll 2013 im Heidelberger Süden in einem an die Hebelhalle angrenzenden Gebäude realisiert werden. Mit der Einrichtung sind Instandsetzungskosten von 210 000 Euro verbunden. Das erste Tanzfestival, das die Stadt alle zwei Jahre mit 50 000 Euro bezuschussen wird, ist für 2014 geplant. Mit dem Produktionszentrum Tanz will Heidelberg künftig den zeitgenössischen Tanz in Baden-Württemberg stärken. Vorgesehen ist, dass das Tanzproduktionszentrum durch eine Arbeitsgemeinschaft von städtischem Theater und freiem „UnterwegsTheater“ unter Leitung von Bernhard Fauser betrieben wird. Darüber freut sich ganz besonders Oberbürgermeister und Tanzliebhaber Eckart Würzner: „Dies ist ein weiterer Schritt, um den zeitgenössischen Tanz von Heidelberg aus zu stärken und diese Kunstform einer größeren Bevölkerungsschicht zugänglich zu machen.“ (mgr)

Konzertfreie Zone verhindern!

Kommentar von Benedict Bechtel

Nehmt uns unsere Konzerte nicht! An Diskussionen über die kommerzfröhnenden Partys der Halle02 kann man sich beteiligen oder nicht.

Für mich zählt: Zahlreiche Konzertveranstaltungen könnten nicht mehr in Heidelberg stattfinden, weil es schlichtweg keine geeignete Lokalität mehr dafür gäbe.

Wo finden Konzerte in Heidelberg denn normalerweise statt? In der bereits erwähnten Halle02, dem Karlsruhbahnhof und wo noch? Kleinere vielleicht im „Höll“ oder in der Villa Nachttanz.

Größere Konzerte jedoch, also solche, die mit 600 Besuchern oder mehr aufwarten, würden der Stadt jedoch verloren gehen. Die Toten Hosen, Paul Kalkbrenner und ähnliche solcher Namen würden wohl kaum noch nach Heidelberg kommen.

Für solch ein abendliches Vergnügen müsste man also, angenommen die Halle02 müsste schließen, jedes Mal nach Mannheim gurken. Nein, danke!

Dass dies gleichermaßen ein Desaster für die dünne Heidelberger Kulturszene wäre, bedarf keines Kommentars. Das sollte jedem klar sein, jedem Freund konzertkultureller Vielfalt zumindest. Wenn also die Damen und Herren Stadträte Heidelbergs gerne eine Stimmempfehlung für den 29. November 2012 hätten, steht für mich ganz klar fest: Pro Halle 02.



Das Kosmodrom belebt vielleicht bald wieder den Pfaffengrund.

Ein Stück Mannheim

Hässlichste Orte Heidelbergs (3): Friedrich-Ebert-Platz

Denkt man an leere, kalte Plätze, fällt einem direkt ein Musterbeispiel ein: Der Friedrich-Ebert-Platz in der Altstadt.

Eine jede Stadt ist darauf bedacht, ihre Söhne und Töchter, die es zu etwas gebracht haben, in Form von Platz- und Straßennamen zu ehren. Womit Friedrich Ebert den gleichnamigen Platz in der Heidelberger Altstadt verdient hat, bleibt jedoch ein Rätsel.

Im Grunde genommen ist der Friedrich-Ebert-Platz das Gegenteil von dem, was die meisten Menschen an der Stadt schön finden. Er ist ein Stück Mannheim in Heidelberg. So fehlt am Platz, als hätte sich ein alliierter Bomber 1945 auf dem Weg nach Mannheim verirrt und aus Versehen einen Krater in die

Häuserreihen der Altstadt gerissen, der dann schleunigst gestopft werden musste. Und zwar auf die einzige Art, die man in Deutschland kannte: Symmetrisch, unorganisch, grau auf grau.

Die Wahrheit ist eine andere. Bis 2006 fungierte der Platz, der nach dem zweiten Weltkrieg den Namen des ehemaligen Reichspräsidenten geschenkt bekam, hauptsächlich als Parkplatz. Erst 2010 wurde der Platz in seiner heutigen trostlosen Gestalt der Öffentlichkeit präsentiert. Seitdem wird nicht mehr auf, sondern unter dem Ebert-Platz geparkt und dessen Bildnis prangt gemeinsam mit einer Info-Tafel an einem der gläsernen Eingänge der Tiefgarage.

Ganz unauffällig schmiegt sich der Platz zwischen Plöck und Fried-

rich-Ebert-Anlage, fast als wäre es ihm peinlich. Architektonisch ein blinder Fleck, umringt von prächtigen historischen Bauten, fällt er den meisten nur durch seine Bushaltestelle und seine deprimierende Leere auf. Umzäunt ist er von einigen Bänken, auf denen niemand sitzen will und schmalen, hochgewachsenen Bäumen. Die Wüste aus glatten, grauen Pflastersteinen wird in aller Regel nur von Studierenden der Rechtswissenschaften betreten, die auf dem Weg vom juristischen Seminar in die Neue Uni eilen, hastigen Schrittes, um ja nicht zu lange in der Ödnis zu verweilen.

Nur dienstags und donnerstags begibt sich regelmäßig eine größere Ansammlung von Menschen auf das Areal, denn dann findet auf dem Friedrich-Ebert-Platz ein Wochenmarkt statt. Ein buntes Treiben, das in geradezu bizarrem Kontrast zum kalten, kahlen Platz steht. Ist die letzte Wurst verkauft und die Stände abgebaut, wird er wieder allein gelassen, sei es im Regen oder in der Sonne. Echte Einsamkeit kennt keine Jahreszeiten.

Doch verbringt man an einem ruhigen Tag einige Minuten allein auf einer der unbesetzten Bänke, erkennt man, dass dem Platz eine gewisse Poesie innewohnt. Es ist die Poesie der Tragik, die zum Vorschein kommt, wenn der Markt wieder abgebaut ist und die Juristen im Hörsaal sitzen. Hört man genau hin, kann man den Friedrich-Ebert-Platz leise weinen hören. (bbu)



Ein traumatischer Anblick: Der graue Alltag auf dem Friedrich-Ebert-Platz.

Warum nur?

Kneipenkritik 72: Marstallcafé

Endlich ist es soweit: Nach langer Umbau- und Renovierungsphase hat das Marstallcafé seit Mitte Oktober seine Türen wieder geöffnet. Gespannt durfte man sein auf die Veränderungen, die sich der studentischen Klientel nun bieten würden.

Doch viel geändert hat sich nicht. Erst bei näherer Betrachtung fallen die grauseligen Neuerungen ins Auge. Innen ist es dunkler geworden, die alten gemütlichen Ledersofas wurden zum allgemeinen Bedauern entrümpelt. Jetzt prägen schneie rosa Pelzsofas das Ambiente. Sie sind hässlich. Und unbequem.

Achja, und rauchfrei ist das Café jetzt auch. An diesem Punkt scheiden sich die Geister: Nichtraucher frohlocken, erst jetzt könnten sie das Café tatsächlich besuchen. Viele Raucher hingegen sind maßlos enttäuscht: Ihnen wurde das letzte ver-

bliebene Rauchercafé vor der Nase dichtgemacht. Ohne mir in dieser Frage ein Urteil anmaßen zu wollen, lässt sich unter dem Strich dennoch eines feststellen:

Das Marstallcafé war bislang das einzig echte Studentencafé Heidelbergs. Nicht vergleichbar mit dem jüngst schick herausgeputzten Art-Bistro Botanik im Neuenheimer Feld, strahlte das Marstallcafé, obwohl dezent abgehalftert, stets ein urgemütliches und eben urstudentisches Flair aus. Leider passt dies offenbar nicht mehr in das moderne stromlinienförmige Corporate Design des Studentenwerks. Während die Uni so weiter an Charakter verliert, bleibt wohl nichts anderes als die Forderung: Lasst uns unser Recht auf Ranz!

(pme)

Ein Video dazu findet ihr auf facebook.de/ruprechtHD



Foto: pfi

Heidelberger Notizen

Spaghetti-Säule bald zurück – Für viele Heidelberger ist sie der Treffpunkt schlechthin auf dem Bismarckplatz. Doch Ende Februar dieses Jahres wurde die Spaghettisäule, die offiziell Dülger-Brunnen heißt, von ihrem angestammten Platz entfernt. Frost und Kälte des vergangenen Winters haben dem Sockel der Säule einen Riss verschafft. Angeblick wurden seither vermehrt umherirrende Leute auf dem Bismarckplatz gesichtet. Die Instandhaltungsarbeiten, die die Stadt auf rund 30000 Euro beziffert, sollten schon im Sommer abgeschlossen sein. „Leider haben die Arbeiten mehr Zeit in Anspruch genommen als geplant“, so Bert-Olaf Rieck von der Stadt Heidelberg. Pünktlich zum Beginn des Weihnachtsmarktes am 21. November soll die Säule wieder aufgebaut werden. Hoffentlich überlebt sie den dann anstehenden Winter.

Befahrung der US-Liegenschaften – 60 Heidelberger haben am Freitag, dem 7. Dezember 2012, von 14 Uhr bis 16:30 Uhr die Gelegenheit, im Rahmen einer Befahrung einige

der zurzeit noch von der amerikanischen Armee genutzten Liegenschaften zu besichtigen. „Einige Konversionsflächen können mit einem Bus durchfahren werden, ein Ausstieg ist aber nicht möglich“, teilt die Stadt Heidelberg mit. Wer Interesse hat, kann sich unter dem Stichwort „Befahrung“ beim Amt für Stadtentwicklung und Statistik um einen der Plätze bewerben. Gehen mehr als 60 Bewerbungen ein, entscheidet das Los. Die Bewerbung kann bis zum 14. November unter Angabe von Name, Anschrift, Telefonnummer und E-Mail-Adresse an buergerbeteiligung@heidelberg.de eingereicht werden.

Anstieg der Radunfallzahlen – Lange wurde gemunkelt, jetzt sind sie endlich öffentlich: die offiziellen Radunfallzahlen für Heidelberg 2011. Demnach kam es zu 328 Unfällen, an denen Radfahrer beteiligt waren. 2010 waren es noch 283. Eine Person wurde getötet und 34 erlitten schwere Verletzungen. Zukünftig will die Polizei daher noch mehr Kontrollen durchführen.

(zusammengestellt von mgr)

Der Klub K ist zurück!

Wiedereröffnung erfolgt pünktlich zum Semesterstart

Lange blieb es den Nachtschwärmern der Region verwehrt: Im Klub K darf wieder getanzt werden.

Die Boxen ächzen unter der dröhnenden Musik. Ein kleiner, spärlich beleuchteter Raum, gefüllt mit circa 200 Klubgängern, die bei Neckarblick die Szenerie komplettieren. Ein Strohalm tänzelt passend zum Bass auf der Theke, sämtliche Wein-, Sekt- und Schnapsgläser rücken rhythmisch immer ein Stückchen weiter in Richtung Ende der Hängeschränke vor. „Die Soundanlage ist etwas richtig Gutes. Wenn der DJ weiß, was er tut, gibt es wenige Anlagen in der Region, die mithalten können“, schwärmt Stefan, einer der Mitarbeiter an diesem Abend.

Fünfzehn Monate musste die Clubszene in und um Heidelberg auf den Klub K verzichten. Im Juni 2011 wurde er vorläufig geschlossen. Ein Notausgang entsprach nicht den Richtlinien. Außerdem bemängelte man das Fehlen einer adäquaten Lüftung.

Die Schließung nutzten die Betreiber jedoch nicht nur zur Ausbesserung der vorgehaltenen Mängel. Das Interieur wurde ebenfalls verändert. So verpasste man dem Szeneklub

eine neu gestaltete Bar, modernere Sitzgelegenheiten sowie einen besseren Boden. Die Umbauten, zu denen man von offizieller Seite aus verpflichtet war, beliefen sich auf eine Verbreiterung des Notausgangs sowie dessen Versetzung um 90 Grad und die Installation einer der Raumgröße angemessenen Lüftung. „Früher war das hier mal ein kleines Restaurant, bevor man sich entschied, es als Veranstaltungsort zu nutzen“, berichtet Patrick Dengl, der zuständig für die Pressearbeit des Karlsruhbahnhofs ist.

Der Ein-Raum-Klub versteht es nicht nur bei Nacht sein Allein-

Zur Wiedereröffnung gibt es Neues im Partyprogramm

stellungsmerkmal geschickt zu verkaufen: Die Fronten des Klubs sind zu drei Vierteln verglast. Wenn Besucher den Klub betreten, bietet sich ihnen ein beeindruckender Blickwinkel von 180 Grad, dessen Höhepunkt die freie Sicht auf den Neckar ist. Die Akzentsetzung auf die Glasfront ist von den Verantwortlichen durchaus gewollt: „Das ist ein Grund, weshalb wir die Einrichtung recht minimalistisch gehalten haben“, bekräftigt Patrick auf mein Nachfragen hin.

Der neue Klub K soll in der Zukunft als Veranstaltungsort für große Partyreihen sowie kleinere Clubkonzerte dienen. Nach einer „inhaltlichen Überprüfung zur Wiedereröffnung“ fänden dort zwar weiterhin Klassiker wie der Chop Suey Club statt, aber auch neue Partys hätten den Weg in den Veranstal-

tungskalender gefunden. So hat es im Eröffnungsmonat beispielsweise mit der Veranstaltung BLANK, bei der Fans von UK Bass sowie Garage und House auf ihre Kosten kommen, direkt einen erfolgreichen Auftakt zu einer weiteren Partyreihe gegeben.

Bereits beim ersten Blick auf das Programm für Dezember wird eines schnell klar: Der Schwerpunkt liegt auf elektronischer Musik. Dort findet man nicht nur die BLANK oder den Chop Suey Club. Auch die etablierten Reihen Fact or Fiction, Bass Station, Tiefdruck oder QMassaka sind die Überschriften zu weiteren Nächten mit elektronischer Tanzmusik.

Das Ganze soll jedoch nicht nur Spaß machen und Feierwütige zufrieden stellen. Immer aktuell sei der Kulturauftrag. Was man bei mittlerweile etablierten Events, wie zum Beispiel La Nuit Bohème oder der Bombay Boogie Night geschafft hätte, sei auch für die Klub K Partys wünschenswert. „Es geht nicht darum, irgendetwas zu kopieren, von dem man weiß, dass es läuft.“ Pionier möchte man sein.

Die Besucherzahlen im ersten Monat seien vielversprechend. „Wir sind uns sicher, dass wir nicht nur an alte Erfolge anknüpfen, sondern diese übertreffen werden.“ Dafür werde noch einiges getan: Einige weitere Umbauten im Eingangsbereich sind bereits geplant.

Auf die abschließende Frage, ob man nach dem ersten Monat denn schon ein Zwischenfazit ziehen könne und wie das überarbeitete Konzept bei den Besuchern ankäme, konstatiert Patrick: „Man merkt einfach: Die Leute haben Lust zu feiern.“

(bbk)



Bären-Treff®

Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Hauptstr. 144
Tel. u. Fax 06221/164209

Süße Prozente!
gegen Vorlage bis 31.12.
10% Rabatt!!!

www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

Kai Ortlieb
Buchbinderei
Bildeinrahmungen
Meisterbetrieb



- Bindungen von Diplom-, Magister-, Doktorarbeiten etc.
- Binde-Schnelldienst
- Digitaldruck in s/w und Farbe

Wieblinger Straße 21 • 69214 Eppelheim
Telefon + Fax 0 62 21/76 94 21
Mobil 01 72/7 23 08 76
service@ortlieb-buchbinderei.de
www.ortlieb-buchbinderei.de

Altes Theater in neuem Glanz

Das Stadttheater macht wieder auf – frisch renoviert und erweitert

Ein Gegentrend in Zeiten kultureller Kürzungen: Am 24. November wird das Heidelberger Theater nach drei Jahren Renovierung neu eröffnet. Die 60 Millionen Euro teure Investition wird mit einer großen Eröffnungsaufführung und zahlreichen Gastspielen aus ganz Deutschland gefeiert.

Für den Passanten unsichtbar, verborgen von den umliegenden Häusern, klaffte für lange Zeit ein Krater aus Erde und Bauschutt mitten in der Heidelberger Altstadt. Zu sehen waren nur die Spitzen der drei gelben Kräne, die über die Hausdächer ragten.

Drei Jahre lang wurde hier das Heidelberger Stadttheater reno-

viert und erweitert. Nicht nur der Innenhof, auch das Theater selbst war in dieser Zeit eine einzige große Baustelle. Statt Zuschauern und Schauspielern liefen Bauarbeiter und Handwerker in den Innenräumen umher, Planen verdeckten die Fenster und Stahlgerüste die kahlen grauen Wände.

Noch dauern die Bauarbeiten an,

doch bald wird die städtische Bühne in neuem Glanz erstrahlen.

Kulturprojekte haben es schwer in Zeiten knapper Kassen. Meist sind sie von Kürzungen oder Schließungen bedroht – wie in Heidelberg zurzeit die Halle 02 und das Lux-Harmonie-Kino. Umso bemerkenswerter ist es, dass die anstehende Neueröffnung des Theaters mit ganzen 60 Millionen Euro finanziert wird. Beahlt wird diese Summe von der Stadt sowie durch Spenden in Höhe von mehr als 16 Millionen Euro.

Dabei musste das Theater vor den Umbauten noch die Schließung befürchten. Der alte Theatersaal war marode, eine teure Renovierung abzusehen. Damals wurde die Frage aufgeworfen, ob sich eine Sanierung überhaupt lohne. Mehrere Bürgerinitiativen sprachen sich dafür aus. Darauf begann ein aufwendiger Bau- und Sanierungsprozess. Währenddessen ging der Theaterbetrieb in einer Art Zirkuszelt nahe der Autobahnauffahrt weiter, dem „Opernzelt“. Das war zwar ebenfalls ziemlich groß, aber dennoch ein Provisorium.

Allerdings hatten die Umbaumaßnahmen auch einen positiven Nebeneffekt: Das schon totgesagte Schlosskino in der Hauptstraße erhielt eine neue Aufgabe – als Spielstätte des Theaters unter dem Namen „Theaterkino“. Mit all dem



Fotos: Thomas Ott, Stadttheater

Restaurationsarbeiten in den Räumen des Stadttheaters.

ist es nun vorbei: Das neue Theater ist fertig gebaut. Zum historischen Theatersaal ist ein Neubau mit einer Front hoher Glasfenster hinzugekommen, der sich hinter dem ursprünglichen Theatergebäude erhebt.

Der Neubau hat zudem ein Foyer auf zwei Ebenen und einen zweiten Theatersaal, der den alten und den neuen Bühnenbereich kunstvoll kombiniert. Außerdem wird er mit einem klimafreundlichen Heizsystem betrieben. So ist ein neuer

Theaterkomplex entstanden, der am 24. November mit einer großen Aufführung auf dem Vorplatz feierlich eröffnet wird – der Startschuss für die neue Spielstätte. Bereits am 17. November, dem „Tag des Theaters“, wird es einen Vorausblick geben.

Dann werden etwa 50 deutsche Theater ihre Produktionen vorführen. Und zum Tag der offenen Tür am 25. November zeigt das neue Theater Wissenswertes zum neulebten Theaterbetrieb. (avo,mab)



Wird bald wieder weg sein: Die Baustelle in der Heidelberger Innenstadt.

Extrem gut angekommen

Breidenbach Studios wachsen aus den Babyschuhen



Foto: Breidenbach Studios

Zur Jubiläumsausstellung stellte Art van Demon seine Kunst aus.

Den meisten dürften die Studios als Party-Location bekannt sein. Aber das Feiern ist nur Mittel zum Zweck.

Vor allem wollen sich die dort ansässigen Künstler mit ihren Werkschau-partys präsentieren. Die Einnahmen daraus sollen das Projekt gegenfinanzieren.

„Worum es uns eigentlich geht, ist der gute Zweck“, sagt Paul Heesch, Projektmanager und Studio-Mitbegründer. „Die Breidenbach Studios sind eine Plattform für Kreative und Kulturschaffende. Wir wollen jungen Kreativen eine Möglichkeit geben sich zu präsentieren und zusammenzuarbeiten.“

Insgesamt 400 Quadratmeter Fläche können Kreative im weitesten Sinne anmieten. Die Bandbreite der Mieter reicht vom Musiker über den IT-Nerd bis hin zum Fahrradmechaniker. Vier Studios, zwei Büros und zwei Co-Working-Räume stehen dem kreativen Schaffen und kulturellen Miteinander zur Verfügung.

Besonders in der Co-Working-Area sollen Synergien zwischen

unterschiedlichen Disziplinen der Kreativwirtschaft entstehen. So unterstütze die Medienkünstlerin den App-Designer und der Fotograf mache Aufnahmen von den Produkten einer Handtaschen-Designerin, erklärt Heesch.

Mit ihrem Projekt verfolgen Heesch sowie seine Kollegen Shiva Hamid und Michael Geiße zwei Interessen: „Zum einen ist da natürlich das wirtschaftliche Interesse. Wir sind eine Mini-GmbH und wollen irgendwann mit unseren Dienstleistungen Geld verdienen“, sagt Heesch. „Aber wir wollen der Gesellschaft auch etwas zurückgeben. Wenn die Augen unserer Gäste anfangen zu leuchten, sehen wir, dass sie sich inspiriert fühlen. Das sind dann unsere Glücksmomente.“

Der Mietvertrag in der ehemaligen Propagastankstelle läuft noch bis 2014. Eine Verlängerung um weitere zwei Jahre ist geplant. „Vorausgesetzt, wir überstehen den Winter“, schränkt Heesch ein. „Das Gebäude ist schon alt, und die Heizung funktioniert auch

nicht mehr so gut.“ Nach Ablauf der vier geplanten Jahre wollen die Breidenbach Studios auf eine der Konversionsflächen der dann abgezogenen US-Armee umziehen. „Das ist zumindest unsere Vision“, sagt Heesch.

Seine Bilanz nach einem Jahr: „Das Projekt wurde extrem gut angenommen und wir haben unheimlich gutes Feedback bekommen. Im Laufe des Jahres haben wir viele Leute getroffen, die uns sehr geholfen haben, nur weil sie das Projekt so gut finden. Einer von ihnen dämmt zum Beispiel gerade das Gebäude.“

Mit den Feiern zum Jubiläum sind die Breidenbacher ebenfalls zufrieden. Die Ausstellung des studentischen Kunstvereins „Art van Demon“ sei richtig gut gelaufen, die Geburtstags-Party wurde, wie alle Partys, sehr gut besucht. „Wir sind allen Helfern dankbar, ohne die diese Feier nicht möglich gewesen wäre.“

Die nächste Werkschau findet am Freitag, den 16. November statt, dem „World-Toilet-Day“. Dann wird „Viva con Agua“ bemalte Klockendeckel ausstellen. Im Anschluss daran steigt wieder eine Solidaritätsparty, „damit wir das Gas für unsere Arbeitsplätze auch weiterhin bezahlen können“. (col)

UNISHOP HEIDELBERG

aktuell unishop heidelberg
www.unishop.uni-hd.de

UniShop Studentenkarzer
Augustinergasse 2
D 69117 Heidelberg
T. +49.6221.54 35 54

Kostenloses Girokonto für Studierende

- ✓ Keine Grundgebühr!
- ✓ Beleglose Buchung kostenfrei!
- ✓ Kostenlose Benutzung der Kontoauszugsdrucker
- ✓ Geld abheben an ca. 19.200 Geldautomaten deutschlandweit!
- ✓ Kostenlose VR-Bankcard und Prepaid-Kreditkarte

HEIDELBERGER VOLKSBANK
Ihre Bank
www.heidelbergervolksbank.de

Pfalz NLP Academy
Kurfürststr. 29 | 67435 Neustadt | 06321-9375751

Mentale Ressourcen optimal nutzen mit NLP!

16.-18.11.2012
Beginn der NLP-Practitioner Ausbildung
zertifiziert nach nationalen und internationalen Verbänden

- Kontakt und Kommunikation
- Lernen lernen, Blockaden lösen
- Persönlichkeitsentwicklung
- Präsentationsmethoden
- Professionelle Coaching-Kompetenz
- Günstiger Tarif für Studierende

Anmeldung unter: www.pfalz-nlp.de, info@pfalz-nlp.de oder 06321-9375751

Lyrik als wirre Spielerei?



Collage: Herta Müller

Zu verspielt und substanzlos? Die Nobelpreisträgerin Herta Müller provoziert in ihrem Lyrikband „Vater telefonierte mit den Fliegen“ schon mit dem scheinbar banalen Titel.

Der Lyrikband aus Zeitungsschnipseln „Vater telefonierte mit den Fliegen“ verkommt angesichts Herta Müllers Prosa über Rumänien zur Zeit Ceausescus scheinbar zur Banalität.

Die Zeitungsschnitte, mit denen Herta Müller ihre Gedichte zusammensetzt, reflektieren jedoch hierauf: Ein Mensch macht sich ihm fremde Wörter zu eigen, um sich dann selber anderen gegenüber mitzuteilen.

Anhand des Titels wird klar: Eine individuelle Umdeutung kann auch scheitern, wenn andere sich nicht

mehr ohne Weiteres die Bedeutung einer Aussage erschließen können.

Im Gedicht, nach dessen Ende der Band benannt ist, fällt zunächst auf, dass „Vater telefonierte mit den Fliegen“ nicht in einer Zeile steht. „Fliegen“ ist abgesetzt, es liegt ein Zeilensprung vor. Außerdem reimt sich „Fliegen“ unrein auf „lügen“. Hiermit korrespondiert die Rede von „Milch [...] Teer, schwarz oder weiß“: Verfremdende Schwarz-Weißmalerei ist in der Sprache keine zuweilen eingesetzte manipulative Technik, sondern die Regel.

Gebraucht man Sprache, droht man zu lügen. Dichtung obliegt es demnach, dies bewusst zu machen, wie der Zeilensprung zeigt: Die Fliegen als Kommunikationspartnerinnen sind entrückt, womit korrespondiert, dass sie eigentlich keine sind.

Nur als solche können sie nicht belogen werden, denn: Ein Begriff von Wahrheit ist ihnen fremd. Sprache als Ausdrucksform kann noch nicht einmal sich selber gerecht werden, wie der unreine Reim „lügen“ und „Fliegen“ zeigt.

Inwiefern man sich nun auf Sprache gewissermaßen verlassen kann, ist also wie in ihren Romanen Thema ihres Lyrikbandes, jedoch nicht bedrückend, sondern äußerst unterhaltsam und verspielt, wie sich schließlich am scheinbar banalen Titel des Bandes zeigt. **(zef)**

Herta Müller, Vater telefonierte mit den Fliegen, Carl Hanser-Verlag, 19,90 Euro.

Echtes Gegenwartstheater

Samuel Becketts „Glückliche Tage“ im Zwinger

Die Inszenierung von Marie Bues lebt vor allem von der erstklassigen Leistung der Darsteller.

Samuel Beckett ist der vielleicht aktuellste Dramatiker der Gegenwart – und das, obwohl der gebürtige Ire und Wahlfranzose für sein Werk schon 1969 den Literaturnobelpreis erhalten hat und die Uraufführung seines Stückes „Glückliche Tage“, das derzeit im Zwinger-Theater läuft, noch einige Jahre weiter zurückliegt. Seine Texte gelten als rätselhaft und schwer zugänglich, seine Themen – die Sinnleere und Aussichtslosigkeit des menschlichen Daseins – versprechen nicht eben gute Laune.

Und doch sind es weniger Beklemmung oder Verstörung, sondern Heiterkeit und Einverständnis, die den Besucher der „Glücklichen Tage“ nach Ende der Vorstellung erfassen. Zu besichtigen ist die Protagonistin Winnie, die in Becketts Stück erst bis zur Hüfte, später bis zum Hals in einem Hügel steckt und sich mit den immer gleichen Gewohnheiten und Ritualen ihre „glücklichen“ Tage vertreibt. Ihr endloses Monologisieren unter gleißender Sonne wird lediglich unterbrochen von kurzen Zwischenrufen ihres Mannes Willie, der, kaum bewegungsfähig, der einzige Bezugspunkt ihres Redeflusses im kargen Nichts ist. Diese tragische Komödie kennt keinen Anfang und kein Ende, keine Veränderung, sie ist ein ewiger Zirkel.



Foto: Florian Merdes

Überzeugt als Beckettsche Endzeitfigur: Christina Rubruck

Marie Bues' Regiearbeit lebt von der Nähe zum Text und guten Einfällen – etwa jenem, den Beckettschen Hügel, in dem Winnie steckt, einfach wegzulassen. Sie hat Recht: Den braucht es nicht. Jeder weiß, wovon die Rede ist. Die Idee gelingt, weil die Darsteller überzeugen. Christina Rubruck gibt eine glänzende Winnie an der Seite Stefan Recks; sie schafft es, die atmosphärische Dichte des Stücks in den Raum zu übertragen und die Leere restlos auszufüllen. Umso ärgerlicher, dass die Regisseurin glaubt, sie müsse

das Stück durch Einspielungen aus dem Off und musikalische Unterhaltungen modernisieren. Dass es dessen nicht bedarf, ist am Ende so klar wie die Tatsache, dass Winnie ihren Hügel nicht verlassen und sich im Kreislauf des Immergleichen nichts verändern wird.

Beckett lässt keinen Zweifel, dass Winnie ihr Elend selbst verantwortet. Sie siecht dahin, gefangen in sentimental Erinnerungen und zwanghaft wiederholten Ritualen und nennt es Glück. Mehr Gegenwartstheater geht nicht. **(kgr)**

Bloc Party

Four

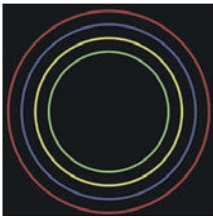
Nach einem elektronischen Diskurs von Sänger Kele dürfen Bloc Party wieder rocken: härter, schneller und intensiver denn je. Das hört man gleich bei „So he begins to lie“, dem lauten und fröhlichen Opener. „3x3“ klingt etwas nach NuMetal aus den Nullerjahren. Zornig, energetisch und irgendwie gut.

Aus dem gut gelaunten „Octopus“ lässt sich eine Gitarreneinlage von Daft Punk heraushören. Diese Singleauskopplung ist neben „V.A.L.I.S.“ einer der Kracher, der Dancefloors von Indiediskos. Für Abwechslung sorgen „Real Talk“,

„Day Four“ und „The Healing“, die erneut zeigen, dass Bloc Party auch langsame Nummern beherrscht.

Zwei Aussetzer gibt es jedooch: „Coliseum“ klingt in den ersten Sekunden wie The Kooks auf Marihuana.

Auf „Team A“ droht Kele: „I'm going to ruin your life“. Das ist zu verzeihen, denn zum größten Teil ist das Album eine nette Auswahl. **(col)**



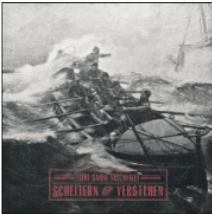
Feine Sahne Fischilet

Scheitern & Verstehen

Neues von Audiolith: dort erschien am 9. November das dritte Album „Scheitern & Verstehen“ der Punkband Feine Sahne Fischilet.

Bislang überregional kaum bekannt, interessiert die Gruppe vor allem aus politischen Gründen: Der Verfassungsschutzbericht Mecklenburg-Vorpommerns widmet den Antifaschisten mit zwei Seiten mehr Aufmerksamkeit als dem NSU. Als Begründung dienen „antinationalistische Haltung“ sowie ein Foto einer Club-Mate-Flasche, umbenannt zu „Club-Molli“, auf der Webseite der Band. Angesichts des Ausmaßes rechtsextremer Strukturen in Deutschland ist dieser Vorgang ein skandalöses Symbol für die Kriminalisierung antifaschistischer Gruppen.

Musikalisch jedoch sind „FSF“ bestenfalls Geschmackssache: Der Track „Stumpfe Parolen“ steht symptomatisch für den Rest des Albums. Das Alleinstellungsmerkmal der Band, die Bläasersätze (die auf keinen Fall nach Ska klingen sollen, es aber meistens tun) gehen in matschigen Vier-Akkord-Riffs aus dem Anfängerkurs Punkgitarre unter. Dazu wird dem Hörer die Botschaft der Band mit der Subtilität eines Vorschlaghammers vor den Latz geknallt. Am stärksten klingt das Sextett hingegen dann, wenn gelegentlich eine mildere Stimmung angeschlagen wird, wie zu Beginn des Schlusstracks „Weit hinaus“. Doch auch wenn diese Momente leider seltene Geistesblitze bleiben: Man kommt nicht umhin, der Band für ihre Zukunft bei Audiolith und ihr Engagement gegen Rechts alles Gute zu wünschen. **(pme)**



Skyfall

Vor 50 Jahre legte Sean Connery dem bösen Dr. No das Handwerk und auch ein halbes Jahrhundert später sorgt Daniel Craig für eine anhaltende Welle der Begeisterung.

In „Skyfall“ hat es der wohl beliebteste MI6-Agent mit dem Schurken Raoul Silva (Javier Bardem) zu tun. Dieser ist in den Besitz einer Liste mit den Namen von Undercoveragenten gekommen und hat außerdem eine offene Rechnung mit Bonds Vorgesetzter M (Judi Dench).

Der Film fasziniert mit toller Action und grandiosen Bildern. Bereits die Eröffnungsszene lässt andere Actionblockbuster weit hinter sich.

Und auch die schauspielerischen Leistungen sind ansprechend. Allen voran Javier Bardem als psychopathischer Schurke gelingt eine Meisterleistung. Durch seinen Humor zeigt sich der Bondwidersacher ein ums andere Mal von seiner sympathischen Seite und allein Bardems mimische Kabinetteinlagen sind den Eintrittspreis wert.

Daniel Craig kann mit diesem Film James Bond um einige Facetten bereichern. So werden das perfekte Image des Superagenten einige Male angekratzt und dessen Schwächen offengelegt.

„Skyfall“ ist ein großartiger Film, dessen elegante Actioneinlagen und Dramatik immer wieder durch gut getimten Wortwitz aufgelockert werden.

Einzig das obligatorische Bondgirl Séverine (Bérénice Marlohe) kommt etwas zu kurz und dürfte nur Wenigen in Erinnerung bleiben.

Regisseur Sam Mendes liefert den wohl bisher besten Bond unter Daniel Craig ab, der sich auch mit den älteren Filmen messen kann und nicht nur Bondfans begeistern wird. **(acs)**

Die Hosen auf Auswärtsspiel

Das erste Konzert der Toten Hosen in Heidelberg war so wie eigentlich jedes Konzert der Band: laut und energetisch. Campino, Kuddel und Co. spielten am vergangenen Donnerstag vor 700 Gewinnern ein SWR5-Exklusivkonzert in der Halle 02. Knapp zwei Stunden wurde das Publikum mit Liedern vom neuen Album und Klassikern wie „Bonnie und Clyde“ beschallt. Mit allem, was dazugehört – Oxfam-Flaggen, politischen Texten und Fußball-Anekdoten.

„Du lebst nur einmal“ und „Pushed Again“ haben das begeisterte Publikum mitgerissen. Inspiriert von Rio Reiser und Hermann Hesse, gab die Band zu ihrem 30-jährigen Bestehen auch einige Coverversionen zum Besten, beispielsweise „Keine Macht für niemand“. Die Deutschpunker hatten Spaß und zeigten, dass sie neben Stadien und Festivalbühnen auch kleiner Hallen zum Kochen bringen können. Sänger Campino suchte stets den Kontakt mit dem begeisterten und bunt gemischten Publikum.

Nach „Wünsch Dir Was“, dem Höhepunkt des Konzerts war er beeindruckt. „Es war ein Fehler, 28 Jahre nicht nach Heidelberg zu kommen!“, teilte er den Fans mit. Zweimal wurden die Hosen mit Sprechchören zurück auf die Bühne geholt, beide Male wurden sie frenetisch jubelt. Man sieht der Band an, dass sie auch nach 30 Jahren noch „Freunde“ sind und zu ihren Fans engen Kontakt haben.

Mit „You'll never walk alone“, dem Lied, das alle Konzerte abrundet, verabschiedeten sie sich dann aus Heidelberg. Laut Campino für nicht allzu lange. **(pfi)**

Fortsetzung und Bilder online auf www.ruprecht.de

Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene * kleine Arbeitsgruppen
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit * erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

PASTA BAR
PASTA - SALATI - CHIPS
● **Pasta** verschiedene Hausgemachte Saucen zur Auswahl ab 5,50 €
● **Pizza** Caprese, Salami, Pasta Bar, Vegetarisch ab 4,50 €
● **Salat** Wahlweise hausgemachtem Dressing ab 2,50 €
Kaffee to go
Pasta Bar, Neugasse 21, 69115 Heidelberg, www.pastabar-hd.de

pocat **Leimbindung**
Hardcover-Softcover-Spiralbindung
sofort zum Mitnehmen / auch Sonntags
Drucken-Kopieren-Scannen-Faxen-Telefonieren-Surfen
Pocat Bahnhofstraße 9- 13, 69115 Heidelberg, Tel.: 06221/6508209, www.pocat.de

Ey!

Pressesprecher. Vor 25 Jahren leisteten sich nur größere Unternehmen so was - und unsere Uni. Die Ruperto Carola hatte sich als erste deutsche Uni einen Pressesprecher zugelegt, der für mehr Transparenz sorgen sollte. So erreichten uns täglich Pressemails der Uni. Den damaligen Pressesprecher Michael Schwarz nannten wir im Scherz den „größten Spammer der Uni Heidelberg“. Täglich erreichte uns eine Pressemeldung per Mail. Täglich! Eine! Im Vergleich zu der Flut an Pressemitteilungen, die uns heute jeden Tag erreichen, ist das Kindergarten. „Offline“ war der Informationsfluss hingegen oft langsamer: Einige Zeit lang verlangte die Pressestelle sogar, dass wir unsere Fragen drei Wochen vor Redaktionsschluss einreichen sollten, sonst könne man sie nicht rechtzeitig beantworten. Gerüchten zufolge lag dies daran, dass der damalige Rektor sich alle Mails ausdrucken ließ. Ob das stimmt, wissen wir bis heute nicht. Trotzdem beschlossen wir, die Pressestelle zu entlasten. Wenn sich die Institutsleitungen mit der Fachschaft stritten, fragten wir nun immer beide direkt. Das ging zwei Ausgaben gut. Dann rief Michael Schwarz an und war sauer. Guter Journalismus bedeute auch immer, die Gegenseite zu fragen, warf er uns vor. Hatten wir das nicht? Nein! Das Rektorat habe mitunter eine eigene Position, auch wenn es nicht direkt beteiligt sei. In Zukunft sollten wir „journalistisch korrekt“ vorgehen und immer anfragen – auch wenn's kurzfristig sei. Erstaunlicherweise kamen die Antworten dann wieder ganz flott. (rl)



Foto: amw

Kein bisschen erwachsen

Von der Volksfront von Judäa zum Studentenblatt

Eine Zeitung von Studenten für Studenten sollte es werden. Das Interesse am Journalismus brachte die Gruppe zusammen. Wie Eckard Bund und seine Kommilitonen die unabhängige Zeitung gründeten, die damals noch Schlagloch hieß, erzählt das Gründungsmitglied hier.

Wir waren drei Studenten, die sich durch die Zusammenarbeit in einer linken, fachschaftsorientierten Uniliste kannten. Auf der Suche nach Mitstreitern zur Gründung einer uniweiten Zeitung warben wir mit Flugblättern. Man dachte an ein Projekt „Brian“ – Leute aus jüdischer Volksfront, Volksfront von Judäa, Populärer Front – endlich gemeinsam gegen die Römer. Interessierte Menschen unterschiedlicher politischer Couleur sollten sich hier zu gemeinsamer journalistischer Arbeit zusammenfinden. Vor allem ging es da um die Schaffung einer Gegenöffentlichkeit: „Wir wollen unter anderem darüber schreiben, was im Unispiegel und der RNZ totgeschwiegen, in den Parteiblät-

tern der Hochschulgruppen oft zu dogmatisch behandelt wird und für die Commune eine Nummer zu klein ist“, heißt es in einem Gründungsflugblatt. Commune war die damalige linksliberale Heidelberger Wochenzeitung.

Ein irgendwie linker Stallgeruch war implementiert, obwohl sich zur ersten Sitzung des „AK Zeitung“ am 28. April 1987 im Studihaus auch ein RCDSler verirrt, welcher aber nicht wieder kam. Er gab diesem ominösen Zeitungsprojekt wohl keine Überlebenschance.

Die erste Redaktion bestand aus etwa 15 Studenten, wobei die Geisteswissenschaftler leicht in der Überzahl waren. Von der Gliederung der Zeitung hatten wir ein

recht klares Bild: Zum einen sollte es einen redaktionellen Teil, zum anderen einen freien Teil geben. Dieser freie Teil galt als Sprachrohr für studentische Initiativen. Die Zeitung sollte von Beginn an einen professionellen Eindruck erwecken, weshalb wir Meinung von Information trennen und uns nicht durch finanzielle Unterstützung von der Universität abhängig machen wollten. Zu Beginn kostete unser Blatt sogar noch eine Mark.

Das Wichtigste war wohl: Wie soll das Kind denn heißen? Uni-Ruhe, Uniweit, Uniradar, Geistesblitz hatten wir nach Abstimmung gestrichen. Als Zeitungstitel war „HEISZ“ (HEIdelberger Student/inn/enZeitung) beschlossen worden. Wegen allgemeinen Nörgelns („versteht doch keiner“, „kann doch keiner lesen“) wurde aber 14 Tage später nochmals diskutiert: Auch die Neuvorschläge Prisma, Uni-versum

und Stu(d)z/Stu(t)z gingen über die Wupper. Wir einigten uns schließlich auf „Schlagloch, Heidelberger Student/inn/enzeitung“.

Der erste Redaktionsschluss war am 16. Juni 1987, Erscheinen der ersten Ausgabe Anfang Juli. Die Resonanz war positiv. Die folgende Inhalts- und Layoutkritik spendete allgemeine Ermutigung zum Weitermachen und Dazulernen. Die zweite Ausgabe war vom Inhalt und Layout bereits professioneller und sah schon wie eine richtige Zeitung aus. Dass es das Schlagloch nach der Mauserung zum *ruprecht* nach 25 Jahren immer noch gibt, erfüllt mich mit Freude. Viele kluge Hände und zupackende Köpfe – oder so ähnlich – haben die selbstbestimmte Zeitung zur eigenen Weiterentwicklung genutzt und formal und inhaltlich erstaunlich gut vorangebracht. Und wenn es dann auch noch den Lesern gefällt...

1987



1988



1989



1991



Anlässlich ihres 25-jährigen beziehungsweise 10-jährigen Jubiläums veranstalteten der ruprecht und sein Ehemaligenverein „doppelkeks“ eine Podiumsdiskussion zum Thema „Wo landen Ruprechtler – die Zukunft des Journalismus“. Auf dem Podium saßen ehemalige Redakteure des ruprecht, die heute alle in der Medienbranche tätig sind.

Moderation: Kai Gräß

Mit der Erfindung des Internets hat sich einiges verändert im Journalistenalltag. Wie war Journalismus ohne Internet?

Bertram Eisenhauer: Das ist natürlich jetzt alles deutlich professionalisierter. Ich hatte vor einiger Zeit eine Praktikantin, die hat über die Glückskeise in China geschrieben. Da hab ich gesagt, finden sie

Solveig Frick: Für mich ist das Internet immer eine gute Grundlage, um auf eine Spur zu kommen. Das heißt ich lese etwas, vielleicht die gleiche Information auf mehreren Seiten und das ist dann der Anlass, um irgendwo anzurufen und das dann zu verifizieren. Ich kann mir vorstellen, dass das heute einfacher ist als früher, als man noch mit Kar-

zurück, weil ich behaupte dass ich unterscheiden kann zwischen einer subjektiven und einer objektiven Nachricht. Die Gefahr, die ich bei den Bloggern sehe, ist dass das eben immer subjektiv gefärbte Wahrheiten sind, die da erzählt werden.

Du glaubst, dass du das unterscheiden kannst. Die Frage ist doch aber, ob das auch der Leser unterscheiden kann? Und ist es ihm wichtig?

Klaus Werle: Die beiden Fragen kann man ganz leicht beantworten: Nein, es reicht nicht, sich darauf zurückzuziehen. Aber ja, Blogs sind schlecht recherchiert. Nicht grundsätzlich, aber in der überwiegenden Zahl der Fälle. Sie ersetzen nicht den klassischen Journalismus. Aber das Problem ist ein ganz anderes. Es interessiert immer weniger Leute, was Qualitätsjournalismus ist, oder eine wachsende Zahl von Leuten ist immer weniger bereit, Geld für Qualitätsjournalismus auszugeben und verwechseln Blogs mit Journalismus. Man verliert oft den Leser oder den Hörer, weil das Interesse an einer tief recherchierten, längeren Geschichte einfach schwindet.



Alfred Schmidt war von 1994 bis 1996 beim ruprecht. Seit 16 Jahren arbeitet er für die ARD, vorrangig beim Hörfunk. Jetzt ist er in der Wirtschaftsredaktion des Südwestrundfunk tätig.

mal raus, wer diese Weisheiten eigentlich schreibt. Dann hat sie die Geschichte gemacht und hatte auch eine plausible Erklärung. Dann habe ich gefragt, wo sie das her habe und sie meinte, aus dem Internet. Von irgend so einer Website. Ich habe dann gesagt, Sie müssen sich im Klaren darüber sein, Sie arbeiten bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Stellen Sie sich vor und sie schreiben das jetzt. Das wird dann archiviert, bei der FAZ und bei vielen anderen Zeitungen auch. Dann wird irgendeiner, wenn er etwas über die Glückskeise schreibt, behaupten, so sei die Geschichte und es habe ja in der FAZ gestanden. Dadurch erhält das ganze einen Echtheitsstempel. Ich benutze das Internet als Rechercheinstrument, aber sehr vorsichtig. Tatsächlich ersetzt nichts die direkte Recherche vor Ort. Das ist ein Anspruch, den man nicht immer durchsetzen kann. Man fängt mit den Sachen an, die schon bekannt sind. Es ist unglaublich, wie oft man Geschichten macht, wo man glaubt, dass alles schon hinlänglich bekannt und erschöpfend auserzählt ist. Und dann schickt man irgendjemanden irgendwohin in die deutsche Provinz, lässt die Geschichte doch noch mal recherchieren und die Geschichte dreht sich dann doch noch mal und dann war sie doch ganz anders. Die direkte Anschauung ist ganz entscheidend.

teikarten und Archiven gearbeitet hat.

In Zeiten von Verlagskrisen und sinkender Auflagenzahlen gewinnt das Internet und gewinnen Blogs an Bedeutung. Da stellt sich die Frage, ob es reicht sich als Journalist zurückzuziehen, und zu sagen: Wir machen Qualitätsjournalismus und das was ihr macht ist schlecht recherchiert? Oder muss sich der



Klaus Werle war von 1997 bis 2001 beim ruprecht. Nach einem Ausflug in die Wirtschaft schreibt er seit 2004 für das Manager-Magazin.

etablierte Journalismus hier verändern um weiter mitspielen zu können?

Frick: Ich ziehe mich da schon auf meinen Qualitätsjournalismus

Carola Obergföll: Aus der Sicht der Unternehmenskommunikation werden Pressestellen genauso behandelt wie Journalisten. Die werden genauso mit Presseinfor-



Bei der Jubiläumsfeier des ruprecht gab es eine Podiumsdiskussion, bei der

mationen bedient. Weil sie einfach durch das Internet große Multiplikatoren sind, die man nicht mehr vergessen darf.

Ist das für euch eine Gefahr?

Alfred Schmidt: Was das Internet gebracht hat, ist, das unser Job in Gefahr ist, immer weniger Wert zu werden, weil es ja so viel davon gibt. Aber ich glaube man sollte sich nicht davon verrückt machen lassen.

Ich vertraue mir, weil ich es bisher immer mit viel Sorgfalt, Konzentration und Arbeit versucht habe, richtig zu machen. Klar, alle Journalisten produzieren mal eine Ente oder haben Kratzer im Lack. Aber wenn man sich immer bemüht, dann vertrauen die Leute einem auch. Wenn man nur irgendein Blogger ist, der angeklickt wird, weil die Leute seiner Meinung sind oder ihn amüsant finden, dann ist das ein anderes Marktsegment. Aber wenn man in der Vermittlung von Fakten unterwegs ist, ist das auch eine Aufgabe von Verfassungsrang.

Das klingt jetzt wahnsinnig hoch gegriffen, aber es ist wirklich wahr. Vermittlung von Fakten an das Publikum. Unser Job ist, es zu erklären, was die Entscheider in Politik und Wirtschaft, im öffentlichen Leben so anstellen. Und wie wir alle davon betroffen sind. Das ist oft sehr schwer. Oft müssen wir selbst am Donnerstagnachmittag erklären, was wir selbst erst Freitagmorgen kapieren.

Eisenhauer: Es gibt zurzeit so eine eigenartige Frontstellung zwischen den Printmedien oder den traditionellen Medien und den Bloggern. Man versucht sich gegenseitig nachzuweisen, dass man nicht ganz so gut ist, wie man immer selbst tut. Manche Blogger schreiben auch interessante Sachen und die Leser finden sich in solchen Sachen wieder.

Tatsächlich ist das große Dilemma am Ende, dass gutgemachter Journalismus Geld kostet. Die Blogger tragen dazu bei, so einen Eindruck zu vermitteln: das kostet nichts, das ist immer da, es gibt genug davon, wir müssen uns keine Sorgen machen. Das ist ein Eindruck der fatal ist. Die meisten Blogger können da vielleicht gar nichts für, das ist so eine Kultur, wo viele gesellschaftliche Tendenzen zusammenkommen, die hat sich inzwischen sehr verfestigt. Wir kommen aus diesem Grunddilemma nicht mehr raus.

Der Punkt ist, dass es keiner kauft, wenn es nicht nachgefragt wird. Soweit ich weiß, sind die Modelle, bei denen Leute Zeitungen im Internet publiziert haben, gescheitert. Modelle gibt es genug, die Frage ist, ob es funktioniert?

Eisenhauer: Es gibt so ein paar Beispiele. Beim Wall Street Journal kann man nur ganz wenige Artikel freizugänglich lesen. Da braucht man ein Abonnement. Angeblich

Ausschnitte aus der ruprecht-Posiumsdiskussion



Ehemalige über ihre Erfahrungen im Journalismus sprachen.

funktioniert das einigermaßen. Die New York Times habe ich kürzlich gelesen, setzt jetzt mit ihrem Onlineauftritt mehr Geld um als mit ihrem Printprodukt. Das ist schon mal eine ganz interessante Verlagerung.

Teil des Problems ist auch, dass vielen Leuten und Usern, nicht klar ist, dass viele der Inhalte im Internet dort nur sind, weil sie durch Print quersubventioniert sind. Der Onlineauftritt der meisten Tageszeitungen lässt sich nur so finanzieren, weil jemand am Kiosk eine Zeitung kauft und das Geld fließt dann in den Onlineauftritt.

Natürlich gibt es dann da auch zusätzlich Anzeigen, aber das scheint bei den meisten Zeitungen den Auftritt noch nicht zu finanzieren. Die Zeitungen lassen sich alles Mögliche einfallen, um ihre Klickzahlen hochzuhalten.

Diese Bilderstrecken zum Beispiel. Die Welt beispielsweise ist da völlig schamlos. Die machen dann zu jeder kleinen Promi-Meldung eine Klickstrecke mit vierzig Klicks. Ich habe neulich auch so eine Geschichte über Mitt Romney gemacht. Wenn er gewählt würde, wäre er der 45. Präsident der Vereinigten Staaten. Dann habe ich eine Geschichte gemacht „45 Fakten die sie vermutlich noch nie über Mitt Romney wussten“. Kleine Sachen, wie sein Hund heißt, wie viele Enkel er hat. Unsere Onlineredaktion war total happy damit. Die haben dann eine

Im Internet kann man ganz genau ablesen, was die Leute interessiert. Manager-magazin.de hat ab und zu als Abfallprodukt wirklich Topmeldungen, wie ein Dax-Vorstand tritt zurück oder wir haben den Namen eines neuen Dax-Vorstands als erste. Sachen, bei denen man als Wirtschaftsjournalist sagen würde: klasse gemacht. Das geben wir dann den Online-Kollegen, das klickt sich 4000 mal, die sind total happy. Dann sagt der Chefredakteur schön und gut aber jetzt machen wir ein Spezial zu Winterreifen. Das klickt sich dann 250 000 mal. Ich weiß nicht wie man da rauskommt. Das ist ein viel größeres Problem, als die Frage wo und wie kann ich Geld verdienen. Selbst wenn manager-magazin.de Geld verdienen würde, dann verdient es das nicht, mit traditionellem Journalismus, sondern mit Fotostrecken zu den schönsten Winterreifen.

Angesicht all dessen: Ist es ratsam für junge Nachwuchsjournalisten, in diese Nische zu drängen? Carola, Du hast eine andere Nische gefunden. Bist du froh darüber, nicht in diesem Wettbewerb bestehen zu müssen?

Obergföll: Ich bin zwar in eine andere Nische gegangen, als ich mal gedacht hätte, aber bin glücklich in meinem Job. Ich bin sicher, wenn ich damals ein Volontariat gemacht hätte, wäre ich auch heute noch über den Job glücklich.

In die PR zu gehen ist für alle diejenigen der richtige Weg, die so eine Mischung gern haben: Die Lust zu kommunizieren und einen journalistischen Hintergrund mitzubringen, aber auch gleichzeitig Interesse in einem Unternehmen zu arbeiten, das wirtschaftlich handeln muss und Lust haben, auch intern zu kommunizieren.

Wir haben jetzt viel über externe Kommunikation gesprochen. Die interne Kommunikation im Unternehmen wird immer wichtiger. Das ist auch für den ein oder anderen eine Nische, um einzusteigen. Ich glaube das die Leute vom ruprecht immer gute Chancen haben in einen Medienberuf einzusteigen.

Werle: Immer, wenn ich diese Frage in den vergangenen zwei Jahren gestellt bekam, habe ich im Scherz gesagt: Sie sollen das auf keinen Fall machen. Das geht alles kaputt. Ich habe heute vor dieser

sich von einem befristeten Vertrag zum nächsten hangelt. Einer, die mit Sparmaßnahmen zu kämpfen hat, aber auch mit der Rechtfertigung: brauchen wir so viele Gebühren, wir wollen nichts zahlen für den Qualitätsjournalismus, wir gucken dieses Programm nicht, wir gucken RTL. Das gefährdet meinen Job und zwingt mich in drei Jahren mit drei befristeten Verträgen an drei verschiedenen Orten zu arbeiten.

Natürlich kann ich davon leben, aber im Fernsehen gibt es einen unglaublichen Konkurrenzdruck. Man muss damit leben, dass man drei, vier Wochen durcharbeitet ohne Wochenende, dass man keine geregelten Arbeitszeiten hat,



Carola Obergföll war von 1997 bis 2001 beim ruprecht. Sie ist Leiterin der Unternehmenskommunikation von American Express in Deutschland und Österreich.

Diskussion überlegt, ob das ein ernstgemeinter Ratschlag ist.

Ich würde jetzt aber den Ratschlag modifizieren: Wenn man wirklich Spaß hat am Schreiben, am Recherchieren, wenn man das als Lebens Einstellung begreift, dann sollte man das auf jeden Fall weiter verfolgen. Wenn man aber Journalist werden will, weil man denkt, man könne mit einem dicken Spesenkonto um die Welt fliegen und lauter tolle Geschichten über Frau Merkel schreiben, dann sollte man es nicht machen.

Aber wie Carola gesagt hat, es kann sich viel ändern. Deswegen: Wenn man Freude daran hat, sollte man dabeibleiben, es wird aber nicht leichter, Qualitätsjournalismus zu machen.

Frick: Ich sehe das Risiko nicht unbedingt beim Qualitätsjournalismus. Da fühle ich mich nicht bedroht. Bedroht fühle ich mich durch schwierige Arbeitsbedingungen. Da kann ich nur von den elektronischen Medien sprechen. Ich gehöre zu der Generation, die

Eisenhauer: Leute, die den Journalismus nicht unbedingt haben wollen, sollten es nicht machen. Lauwarme Interessenten, die Möglichkeit, dass das nicht klappt oder dass das zu viel Frustration bringt, ist einfach zu hoch. Man muss das wirklich mit einem brennenden Herzen wollen. Und dann schlägt man auch so manche Strecke, bei der der eigene Name nicht in der Zeitung steht, bei der man dann diese Redaktionsdienste macht, die völlig unsichtbar sind. Wenn man die Texte von anderen Kollegen zum glänzen bringt, statt der eigenen. Man muss das wirklich wollen. Wenn man sagt, man könnte auch was anderes machen, ist es aus meiner Perspektive ein Indiz, das die berufliche Sicherheit in einem alternativen Job vielleicht höher ist.

Schmidt: Ich würde sagen unbedingt! Ich glaube, ihr braucht nicht uns als Tippgeber, ihr merkt das schon selber, wenn ihr während eines Praktikums oder während ihr einen Text schreibt oder auf Sender geht das Gefühl habt, ja das ist das Richtige, es macht mir Freude, es ist gelungen und es zündet auch beim Publikum. Dann kann man sagen, macht weiter.

Weil es guten Journalismus immer brauchen wird und hoffentlich auch immer geben wird. Also, ich würde sagen: ja unbedingt! Wenn du es spürst, go!

Die komplette Diskussion gibt es auf facebook.com/ruprechtHD.

1991



1992



1993



1994



1995



1996



1997



1998



1999



2000



Was besser nicht hätte erscheinen sollen

In dieser Geschichte treten auf: Ein Bestsellerautor und seine Anwälte, ein Graswurzelrevolutionär mit viel Zeit und später noch mehr Stress, eine ebenfalls ziemlich gestresste *ruprecht*-Redaktion, der „Spiegel“ und die Jungs vom Verfassungsschutz.

Sommer 1996. Ich hatte Lothar-Günther Buchheim in seinem Haus am Starnberger See interviewt. Der inzwischen verstorbene Buchheim war Maler, Kunstsammler und Autor, unter anderem des Romans „Das Boot“ – bekannt geworden durch die Kinoverfilmung mit Herbert Grönemeyer in der Rolle der Figur, die Züge des jungen Kriegsberichterstatters Buchheim trägt. Vor allem war der Mann aber als Querkopf bekannt und bei vielen Journalisten als schwierig verschrien – in Fernsehauftritten war er oft aufbrausend, Fragen beantwortete er monologisch oder mit Fäkalisprache oder beides. Aber er hatte etwas zu erzählen, besaß jede Menge Ausstrahlung, und ließ sich keinem Lager zuordnen. Ein reizvoller Interviewpartner.

Strenggenommen passt die Erzählung nicht ins Muster dieser Serie. Buchheim ist nie persönlich gegen den *ruprecht* oder mich vorgegangen. Das waren seine Anwälte. Es stand auch nicht zur Debatte, die Veröffentlichung eines Artikels zu verhindern.

Allerdings sah es ein paar Tage so aus, als würde uns eine Redaktions-Durchsuchung und Unterlassungs- und Beleidigungsklagen ins Haus stehen.

„Jäger im Weltmeer“ hieß das Buch, das Anlass des Interviews war. Buchheim hatte es 1943, in seiner Zeit als Kriegsberichterstatter, veröffentlicht, und 53 Jahre später, um den Vorwurf zu entkräften, damals im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie gehandelt zu haben. Interview, Begleittext und Leserbriefe sind heute noch im Archiv auf *ruprecht.de* zu finden, Ausgabe 45 und 46. Es ging bei „Jäger im Weltmeer“ vor allem um die historische Einordnung des Buchs, nicht um literarische Qualitäten, aber auch – und das war mir zum Zeitpunkt des Interviews nicht bewusst – um ein Thema und einen Protagonisten, die in der damals besonders heftig geführten Debatte um politische Korrektheit Signalwirkung hatten.

Mein erster Einseiter! Mit einem Bestseller-Autor! Im Feuilleton!

Hier habt Ihr das Wort

Die „Tun“ aus dem Osten... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

... (Text des Artikels)

Ich muss nach Erscheinen des Interviews selbst wie ein Ausrufezeichen durch die Uni gelaufen sein, so stolz war ich. Ernüchternd dann der Moment ein paar Monate später, als ich ins Zentrale Fachschaftenbüro, damals noch in der Lauerstraße 1, ins *ruprecht*-Büro ging, und mir dort jemand von der Fachschafftskonferenz (FSK) aufgeregt ausrichtete: „Der Verfassungsschutz war da und hat Dich gesucht!“

Bald nach der Veröffentlichung der Ausgabe mit dem Interview waren merkwürdige Dinge vor der Marstall-Mensa vorgefallen. Jemand verteilte Flugblätter mit dem Titel „*ruprechts*“. Der Jemand hieß „Reinhard“ – seinen vollständigen Namen habe ich nie erfahren – und schrieb für „Redaktion Süd der Graswurzelrevolution“, die wohl in eine Telefonzelle passte.

Im Flugblatt war zu lesen, dass der *ruprecht* Nazi-Ideologen salonfähig mache und verwies auf mein Interview. Ein „offener Brief“ erreichte die Redaktion, Blöderweise wurde aus Platzgründen die deutliche Überschrift „Leserbriefe“ einer kleineren zuliebe ausgetauscht. Einen Satz wie „Die hier vorgebrachten Meinungen spiegeln nicht die der Redaktion wider“ hatten wir nicht vorgesehen.

Diese Ausgabe geriet wohl in die Hände der Anwälte Lothar-Günther Buchheims. Die hielten sich nicht lang mit Lesen auf, sahen „Buchheim“ und „Nazi“ und zeigten den *ruprecht* an. Das Miss-

verständnis ließ sich bald klären – trotz allem war die Textstelle ja als Leserbrief zu identifizieren. Und so erhielt nicht der *ruprecht*, sondern „Reinhard“ Besuch von den Verfassungsschützern und ein Anruf bei Lothar-Günther Buchheim sorgte dafür, dass seine Anwälte auf den eigentlichen Versacher zielten.

Tatsächlich kam es also zu einer Durchsuchung der „Redaktion Süd“, über die wiederum Der Spiegel so berichtete, dass es für viele so klang, als sei auch die *ruprecht*-Redaktion betroffen. Damals konnte ich nicht besonders viel Mitleid für „Reinhard“, dem ich nie persönlich begegnet bin, aufbringen. Aber es fiel mir auf, wie heftig die Reaktion der Behörden auf diese aus heutiger Sicht ziemlich kruden Abhandlungen ausfiel.

Hatten die nur auf einen Anlass gewartet, den hochzunehmen, und den „Fall Buchheim“ instrumentalisiert? Vielleicht wäre es also dieses eine Mal besser gewesen, wie „Die hier vorgebrachten Meinungen spiegeln nicht die der Redaktion wider“ hatten wir nicht vorgesehen.

Diese Ausgabe geriet wohl in die Hände der Anwälte Lothar-Günther Buchheims. Die hielten sich nicht lang mit Lesen auf, sahen „Buchheim“ und „Nazi“ und zeigten den *ruprecht* an. Das Miss-

Gabriel Neumann war von 1996 bis 2009 beim *ruprecht*. Heute ist er Lektor und Journalist.

Simon von der Polizei

Das Ganze klang am Anfang eher nach einem schlechten Krimi: „Verdeckter Ermittler in der linken Studentenszene Heidelberg aufgedeckt!“ Die erste Meldung kam kurz nach unserer Dezemberausgabe 2010 von der Kritischen Initiative (KI) Heidelberg. Der Mann, der sich Simon Brenner genannt hatte, hatte sich im Sommer 2010 bei KI und dem Sozialistisch-Demokratischen Studierendenverband (SDS)



eingeschlichen, um von dort nach eigenen Angaben an die Antifa Heidelberg heranzukommen. Dabei hatte er bereits Informationen über Mitglieder der KI und des SDS, über deren Freunde und Mitbewohner weitergegeben. Nach der Enttarnung verschwand er.

Die Redaktion war sich einig, falls es stimmen sollte, wäre die Geschichte der Aufmacher der nächsten Ausgabe und würde uns noch länger beschäftigen. Wir setzten vier Leute für die Recherchen an, für die vier Wochen Zeit waren. Dass der *ruprecht* nur einmal im Monat erscheint, war hier sowohl Vorteil, als auch Nachteil. Andere Medien waren schneller als wir. Das Thema war brisant, da

schalteten sich selbst überregionale Zeitungen ein. Aber wir hatten genug Zeit uns intensiv

Insgesamt war es wohl der spannendste Artikel, den ich je für den *ruprecht* geschrieben habe. Auch der mit den meisten Reaktionen. Beim Verteilen wurden Jenny Genzmer und Max Mayer, die ebenfalls an dem Artikel beteiligt waren, vom Deutschlandfunk interviewt. Auch ich wurde von einem Redakteur von Spiegel TV angesprochen, ob ich etwas über Simon Brenner wüsste. Letztlich telefonierte ich zweimal

lange mit ihm und erklärte, was wir bei den Recherchen erfahren hatten, gab ihm die Details, die ihm fehlten. Als Dank schaffte es der *ruprecht* in die erste Szene des Spiegel TV-Beitrags.

Einen Tag nach Erscheinen der Ausgabe dann Gewissheit: Der damalige Innenminister Baden-Württembergs, Herbert Rech, räumte ein, das Innenministerium habe die linke Szene durch einen verdeckten Ermittler beobachten lassen. Leider etwas zu spät für unseren Artikel.

Julia Held war von 2008 bis 2011 beim *ruprecht*. Sie studiert an der Universität Heidelberg.

Lesen lassen

Es gibt so einige journalistisch lehrreiche Anekdoten, die ich mit dem *ruprecht* verbinde. Zum Beispiel jene, als Harald und ich ein Porträt des damaligen Rektors recherchierten, ich als Schüttler älterer Damen dessen Frau im Wohnzimmer der Familie interviewte, während vor dem Panoramafenster der Abend über dem Neckartal dämmerte, und sie im Verlauf von drei Stunden Tee trinken doch Dinge erzählte, die den Gatten nicht immer im besten Licht erscheinen ließen. Erstaunlich: Ehrlichkeit.

Doch ist mir durch die Redaktion aufgetragen, stattdessen lieber eine bereits hie und da erzählte Anekdote abermals zum Besten zu geben: Wie der *ruprecht* einmal beinahe in die „tagesschau“ gekommen wäre. Also gut: 1994 interviewten wir Heiner Geißler, Ex-Generalsekretär der CDU und noch immer Bundestagsabgeordneter. Er sprach unter anderem über Helmut Kohl, mit dem er sich lange schon überworfen hatte; der Kanzler sei ja nicht der einzige in der Partei, der Führungsqualitäten habe, sagte Geißler und nannte uns auch ein paar Namen.

Nach dem Gespräch dreht sich einer von uns beiden um und sagt: „Sollen wir Ihnen den Text nochmal zum Gegenlesen schicken?“ Damals war das „Autorisieren“ von Interviews eine höfliche Geste; inzwischen ist es ein Muss, und manch ein Politiker nimmt auf diesem Wege Gesagtes nachträglich zurück oder schwächt es ab. Ja, sagte Geißler, bitte noch mal schicken. Das taten wir.

Am Layoutwochenende kam dann ein Fax von ihm, das voller Streichungen war. Seite um Seite waren Fragen gestrichen, Antworten gestrichen, Kohl überhaupt nicht mehr vor. Am Telefon erklärte uns Geißlers Pressesprecher bedauernd, er müsse häufiger Sachen „zurückholen“, die sein Chef gesagt habe: „Wissen Sie, am Ende drucken Sie das Gespräch so, wie es abgelaufen ist. Dann schreibt es die Rhein-Neckar-Zeitung ab, von dort kommt es in die dpa - und dann heißt es womöglich in der Tagesschau.“ Heiner Geißler hat die Nachfolgediskussion in der CDU losgetreten.“

Dagegen hätten wir gar nichts gehabt; man stelle sich vor, der Tagesschau-Sprecher liest: „In einem Gespräch mit der Heidelberger Studentenzeitung *ruprecht* ...“ Stattdessen blieb uns nur, das das Interview in abgeschwächter Form zu drucken, und das war echt bitter.

Bertram Eisenhauer war von 1987 bis 1994 beim *ruprecht*. Heute leitet er das Ressort „Gesellschaft“ der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.

Nausikaa mit Hausverbot

Als wir 2004 beschlossen, eine Serie „Heidelberg, Deine Burschenschaften“ zu veröffentlichen, war ich gleich Feuer und Flamme.

Endlich konnte ich einen Blick werfen hinter die dicken Mauern der Häuser mit den opulenten Kristalllüstern und kehligen Trinkgesängen, die nachts über den Schlossberg wabern. Doch wo anfangen? Bei der Damenverbindung AV Nausikaa lief ich offene Türen ein, auch wenn ich darauf hingewiesen wurde, dass man sich darauf verlassen können müsse, dass ich wertneutral berichtete.

Etwas anderes hatte ich sowieso nicht vor, also los in den Roten Ochsen. Diesen hatte ich schon oft von außen argwöhnisch beäugt und hatte tatsächlich ein wenig Herzklopfen, als ich über die Schwelle in das Verbindungslokal trat. Der Abend mit den „Schwestern von gestern“ war wenig spektakulär, viel spannender waren die Burschis im Nebenzimmer, die nach wenigen Stunden schon so sternhagelvoll waren, dass das Schunkeln zu deutschtümelndem Liedgut eher notwendig als freiwillig wirkte. Zurück zu den Damen der AV Nausikaa.

Nach Erscheinen des Artikels im *ruprecht* 91 bekam ich eine leicht vergrätzte E-Mail im Namen der Verbindung, dass man sehr enttäuscht sei von meinem vorurteilsbeladenen Bericht und man sich das alles ganz anders vorgestellt habe. Latent gruselig wurde es jedoch erst, als ich nachts regelmäßig Drohanrufe bekam, in denen mich eine heisere Männerstimme warnte, in nächster Zeit nicht in die Altstadt zu gehen – außerdem wisse man, wo ich wohne.

Doch von derart dubiosen Deppen ließ ich mich nicht ins Bockshorn jagen! Als dann aller-

dings in der Unteren Straße eine große fremde Hand auf meiner Schulter lag und mich ein grobschlächtiger Kerl fragte, ob ich „die Dorothea vom *ruprecht*“ sei, da zog ich es dann doch vor, den Heimweg anzutreten.

Aus der Serie über die Burschenschaften ist damals leider nichts geworden, nicht nur, aber wohl auch weil ich vorsorglich in vielen Verbindungshäusern Lokalverbot erhielt.

Aber wer weiß, vielleicht kann ich ja in einer der nächsten Ausgaben lesen, wie es um die Wahlverwandten heute steht.



Dorothea Kaufmann: von 2002 bis 2006 beim *ruprecht*. Inzwischen PostDoc an der Uni Heidelberg.

Kapitän im gekaperten Schiff

Neugierig darauf geworden, woran sich unsere Ehemaligen erinnern? Mehr gibt es online unter www.ruprecht.de

Ein bisschen seltsam war schon, die Treppe zu Rektor Eitels Büro zu besteigen, um ihn zur Besetzung des Rektorats zu interviewen. Dieselbe Treppe, die mich drei Tage zuvor zwei gepanzerte Bereitschaftspolizisten herunter geschleppt hatten. Die Korridore, die zuvor ein Gewusel zwischen Plenum, Isomatten und Arbeitsgruppen beherbergt hatten, waren fast menschenleer. Die Besetzung des Rektorats im Juni 2009 war eine Protestaktion für mehr Mitbestimmung und Chancengleichheit, ein Teil des bundesweiten Bildungsstreiks.



Über 100 Studierende wurden nach 90 Stunden und zähen Verhandlungen auf Rektor Eitels Anweisung von der Polizei geräumt. In der Doppelrolle als Aktivist und Journalist fühlte ich mich

nicht ganz wohl. So etwas wie neutrale Berichterstattung gibt es natürlich nur auf dem Papier. Aber in der Redaktion war meine klare Positionierung eher der Ausnahmefall. Als jedoch die Polizei bei der Räumung mit einer „Burg“ aus Kleinbussen die Berichterstattung massiv behinderte, wurden auch besonnenere Redaktionsmitglieder parteiisch.

Das Interview war ernüchternd. Eitel antwortete wie gewohnt. Geschick griff er Punkte heraus, bei denen er sich mit den Studierenden auf der selben Front gegen die Kürzungen aus Stuttgart sah.

Freilich ohne die Rolle als Manager eines auf Wirtschaftsinteressen getrimmten Bildungskonzerns zu reflektieren. Wenn immer er drohte, seine Positionen gegen mehr Mitbestimmung etwas drastischer zu formulieren, piffte ihn seine Pressesprecherin zurück.

Für den *ruprecht* haben wir das Interview stark zusammengekurzt und ein Gespräch mit einem Besetzer auf dieselbe Seite gesetzt. Mit einem passenden Foto, das beide Diskussionspartner während der Besetzung zeigt. So fand ein Dialog der Streitparteien zumindest in der Zeitung statt.

Im Nachhinein erinnere ich mich an die Besetzung als ein Ringen um Medienberichterstattung. Als die Proteste im Herbst 2009 mit den „Uni brennt“ Aktionen nach Österreich überschwappten, kommunizierten die Streikenden dort viel geschickter mit interaktiven Webformaten. Was ich beim *ruprecht* in den letzten Semestern sehe, geht in dieselbe Richtung, aber da gibt es noch Spielraum!

Johannes Eberenz war von 2008 bis 2009 beim *ruprecht*. Für seinen Master ist er nach Berlin gezogen.

2000

2001

2002

2003

2004



Durchgestylt vs. polemisch

FSK, UNiMUT und ruprecht: Was sich neckt, hasst sich oft auch ein wenig

Seit Gründung macht es sich die ruprecht-Redaktion in den Räumen der Studierendenvertretung gemütlich. Dort gibt es kostenloses Papier, Computer, Büromöbel und ein mehr oder weniger dichtes Dach über dem Kopf. Das ist bequem. Bequem ist es aber auch für die FSK-Agitatoren: Sie müssen nur eine Treppe hinunterlaufen, um der stets auf Unabhängigkeit bedachten Redaktion ihre Sicht der hochschulpolitischen Dinge einzuflüstern. Wie in jeder Beziehung gibt es immer mal wieder Streit und Zwietracht. Einen Blick zurück in die Zukunft wagen Harald Nikolaus und Ziad-Emanuel Farag.

Als der ruprecht 1987 als Schlagloch aktiv wurde, nistete man sich gleich in der Lauerstraße ein - beim „Kasträ“, dem Vorläufer der Fachschaftskonferenz (FSK). „Kasträ ist da, wo das Büromaterial wächst“, beschreibt ein damaliger Redakteur die Motivation. Mitte der Neunziger erschien sich die Redaktion dann durch Gewohnheitsrecht ein kleines Büro unterm Dach: kalt im Winter, heiß im Sommer, auf einem Stockwerk mit den verschiedensten, Musik machenden, Fisch bratenden, Plakate malenden, Gras rauchenden Studigruppen.

Wenn's mit der Einflüsterung wieder mal nicht klappte, konnte sich die FSK seit 1989 mit dem „UNiMUT“ trösten: Dessen Druck wird im Gegensatz zum anzeigenfinanzierten ruprecht zu 100 Prozent aus FSK-Geldern bezahlt. Beim Unimut gibt's kein edles Layout oder bürgerliche Ausgewogenheit. Der ruprecht bediente sich trotzdem verstoßen im Themenfundus des FSK-Hausblatts. Bei aller Polemik verstanden die dortigen Agitatoren etwas von Hochschulpolitik.

Natürlich musste sich die ruprecht-Redaktion immer wieder von FSK-Aktivist*innen anhören, dass man so gar keine Ahnung von Unipolitik habe: Mal legte der ruprecht-Berichter*in einer Fachsachterin die Ablehnung der heiß ersehnten Verfassten Studierendenschaft in den Mund, mal ließen ruprecht-Interviewer den Rektor mit (in FSK-Augen) zu netten Fragen davongekommen.

Noch angespannte wurde das Verhältnis zwischen „Politik und Medien“ aber Mitte 2005, als man zusammen mit der FSK die Räume

in der Lauerstraße 1 verlassen musste. Die versifftete Studiöhöhle wurde verkauft und zum Hotel ausgebaut, die studentischen Aktivist*innen wurden in das dunkle Kellergeschoss in der Albert-Ueberle-Straße abgeschoben. Erst mussten die Redakteure beim Verpacken und Schleppen von vielen, nicht immer wichtigen Dokumenten mithelfen. Dazu gehörten archaisch ungemein Studigruppen.



Gemütlich und gedrängt in der Lauerstraße, einsam und aufgeräumt in der Hauptstraße, viel Platz und Chaos in der Albert-Ueberle-Straße: die Stationen des ruprecht

wertvolle Partyplakate von Anno 1993. Zudem gab es für die ganze Redaktion nun nur noch einen statt bisher sechs Schlüsseln, die über die Jahre in Redaktionshänden gesammelt hatten. Auch durfte der ruprecht noch monatelang zwischen den Umzugskisten anderer Gruppen wohnen. Nach dem Umzug in die Albert-Ueberle-Straße waren die Räume mit den Hinterlassenschaften von aktiven oder verblichenen studentischen Gruppen vollgestellt. „Sechs Monate nach dem FSK-Umzug an den Philosophenweg ist der „Große Sitzungssaal“ noch immer ein Umzugskistenlager.“,

schrrieb ein Redakteur damals in einer Glosse. Bald hegte mancher Rupi Auszuggedanken, von denen auch ein Personal aus der Ausgabe 104 erzählt: „gan@aho: Wenn's mal wieder Stress mit der FSK gibt,

pen? Würde man die studentische Folklore in den Fachschaftsräumen vermissen? Angesichts ungemütlicher Räume und der ebenso ungemütlichen FSK-Belegschaft entschloss man sich zum Umzug.

veranstaltet – zu einer recht kuscheligen Angelegenheit.

Immer gleichen wenigen Leute sorgten dafür, dass die Räume benutzbar blieben. Der Kontakt zu anderen Studigruppen, im Chaos der Fachschaftsräume eine Selbstverständlichkeit, verkümmerte tatsächlich. Die Suche nach neuen Themen an der Hochschule wurde beschwerlicher. Zu allem Überfluss prophezeite ein Redakteur, dass der ruprecht schon in wenigen Monaten pleite sein würde, was sich m Nachhinein allerdings als grandioser Fehlkalkulation entpuppte.

Gut, dass der ruprecht offiziell nie aus dem FSK-Kellerloch ausgezogen war; wie passend, dass dort gerade neue Möbel angekommen waren: Anfang 2009 entschloss sich die Redaktion, die Räume in der Hauptstraße wieder aufzugeben und still und leise wieder unter das (weiterhin löcherige) Dach der FSK zu schlüpfen.

Kurz danach zeigte sich: Der ruprecht war nicht pleite. Mitten in der Wirtschaftskrise sprudelten die Werbeeinnahmen. Nur mit dem Unimut bekam die FSK ironischerweise seitdem immer mehr Kummer: Der versteht sich – wiewohl immer noch von der FSK finanziert –

kann der ruprecht komplett zu euch umziehen. – aho@gan: Jawoll! Der Stress nahm zu, da die FSK zu jener Zeit von anstrengenden Zeitgenossen dominiert wurde.

2008 schließlich bot sich die Gelegenheit zur Flucht: Die Zeitung „Heidelberger Rundschau“ stellte den Betrieb ein, preiswerte Räume in der Hauptstraße wurden frei. Trotzdem war der Umzug in der Redaktion umstritten. Würde man die hohen Umzugskosten und die monatlichen Ausgaben auf Dauer stemmen können? Würde die Redaktion sich isolieren, so abseits aller anderen Studierendengrup-

pen? Endlich Schlüssel für jeden! Und Putzdienst natürlich, aber in der Praxis eben nicht für jeden.

Das Ganze war nur mit mehr Werbung zu finanzieren. Die Motivation aber, mehr Anzeigen einzuwerben, war niedrig. Als Retter erschien zunächst der Finanzdienstleister MLP mit dem Versprechen eines üppigen Anzeigenbudget. Doch das viel dank eines Missverständnisses dünner aus als gedacht. Die Miete drückte wieder, die Räume wurden nicht so intensiv genutzt wie erhofft, die vielen schönen Schlüssel langweilten sich. Das Layout wurde – auf 14 statt auf 50 Quadratmeter

nicht mehr als Hausblatt der Fachschaften, kennt die Feinheiten der Hochschulpolitik kaum noch und hat zur der Albert-Ueberle Straße kein Verhältnis mehr: Man trifft sich in WGs oder im Marstall.

Seit dem Wiedereinzug zeichnet sich das Verhältnis zur FSK durch eine für eine Zeitung fast zu große Reibungslosigkeit aus.

Eine extra lange Fassung mit viel mehr Hintergründen, Namen und vielen weiteren Anekdoten zu ruprecht, FSK und Unimut findet Ihr unter www.ruprecht.de

2005



2006



Layout früher...

Schiefes sollte man auch mal gerade sein lassen!

Das Schönste am Layout-Wochenende war immer der Ausblick. Der Ausblick auf den Neckar, dermal eher an der Lauerstraße 1, dritter Stock, vorbeizog. Der Rest war eigentlich eher mühsam, anstrengend, ohne genaue Perspektive. Meist die Hoffnung, dass die jeweiligen Cheflayouter an diesem Wochenende eine ruhige Hand bewahrten, wenn sie mit Lineal und Tuschestift langen Linien zogen und die Tungsseite in germaßen gerade, nicht zu schiefe Kolonnen teilten. Hoffnung auch, dass die Druckerei ihren Job gut machte und gröbere Layoutfehler in letzter Sekunde noch ausmerzte.

Kleine, runde Lichtblicke waren allenfalls die Doppelkekse, süße Oasen im Grau der Bleiwüsten, bei einer Tasse Kaffee im chronisch siffigen Büro des Kasträ, wie der in Studentenkreisen genannte „kastrierte“ Allgemeine Studentenausschuss damals hieß. Es ähnelte auch eher einem VHS-Bastelkurs, wenn wir die hölzernen, ausgelatschten Stufen des Gebäudes hinaufkauten, gepackt mit Kisten von Papier, Bleistift und einem schweren Kopf. In diesem Kopf verbargen sich die Artikel-Entwürfe, die wir nach der letzten Redaktionskonferenz doch noch nicht zu Papier gebracht hatten. Auf der dritten Etage angekommen bot sich bei jedem Layout wieder der gleiche hoffnungslose Anblick – Chaos pur.

Wir liebten die Bastelkisten fallen, schichteten Papierstöbe um, suchten nach verlorengegangenen Tischbeinen, Bürostuhlrollen und entsorgten allerlei Unrat, bis das Allerheiligste des Layoutwochenendes in unschuldiger Wucht vor uns lag – 12, manchmal 16 makellos weiße DIN-A2-Seiten, sorgsam mit Tesa auf den Tischen zentriert, bereits nach Büchern und in der Reihenfolge ihres späteren Druckes aufgebahrt, sodass man zu jeder Zeit unabhängig an einer Zeitungsseite basteln und die gesamte Zeitung wie eine Baustelle umrunden konnte. Der Cheflayouter, stets mit einem langen Lineal bewaffnet, bewachte dieses Arrangement sorgfältig und lauerte (Lauer !!) mit zunehmender Ungeduld auf die Fahnen von zurechtgeschnittenem Din-A4-Papier, den journalistischen Produkten, die mit fortschreitender Zeit zunehmend hastig in die bei Bürobedarf Ehalt in der Rohrbacher Straße ausgeliehenen Schreibmaschinen gehackt wurden. Robuste, tonnenschwere IBM-Kugelschreibmaschinen waren die technischen Hilfsmittel und ein für unsere Zwecke genialer

Klebstoff mit dem Namen Fixogumm. Fixogumm hat uns so manche Layoutstunde erspart – oder zusätzlich beschert, wie man's sieht. Jedenfalls gestattete er das wiederholte Abziehen der einmal geklebten Papierkolonnen und das Neuarrangement der Seiten. Das, so erinnert sich Thomas Horsmann noch heute lebhaft, geschah auf jeder scheinbar fertigen Layoutseite mehrfach. Layout war Sysiphos-Klebe-Arbeit. Doch wehe, eine dieser papiernen und flattergesetzten Kolonnen wurde beim Redigieren vertauscht – in der Folge entstanden dann kaffeeske Artikel, die anders endeten, als sich das je ein Autor oder auch die Redaktion hätten ausmalen können. So sorgten verschwundene Papierkolonnen immer für hektische Suchaktionen der Gesamtedaktion, die vor allem den Autor an den Rand des Nervenzusammenbruchs brachten.

Maßloses Erstaunen stellte sich immer wieder darüber ein, wie wenig Platz doch 12 oder sogar 16 große Zeitungsseiten bieten. So lernten wir schmerzhaft, was „von hinten kürzen“ bedeutete: es bedeutete, zwei bis drei DIN-A4-Kolonnen ersatzlos zu entsorgen – einfach so in den Papierkorb – und zwei abschließende kurze neue Sätze ins Layout zu kleben. Ein kleiner König übrigens war derjenige, der mit ein paar Linealstrichen die richtige Größe eines Fotos fürs Layout berechnen konnte, das konnten nicht viele. Ich hatte das bei einem Zeitungspraktikum bei der Siegner Zeitung gelernt und verkaufte dies immer wieder gerne als kleines, okkultes Layout-Kunststück. Zu den unumstrittenen Höhepunkten zählte auch die langsame Verfertigung von Überschriften während des Layoutens – mit Letraset-Buchstaben, denn richtig große Lettern konnte die elektrische IBM-Maschine ja noch nicht.

So schlugen wir damals mit elektrischen (!) Schreibmaschinen, langen Linealen, Tesa, Tippex, Scheren und gutem Augenmaß Schneisen durch den studentischen Verwaltungsdschungel des Kasträ, durch die Nachwehen studentischer Unruhen der späten 80er Jahre und eine nicht gerade fortschrittliche Hochschulpolitik.

Schneisen schlugen wir auch am Ende wie zu Beginn wieder in den Redaktionsdschungel, damit die Kasträ-Besatzung ihrerseits wieder neues Chaos produzieren konnte. Das ewige Spiel. Zuletzt noch ein Blick auf den Neckar, der montags im Morgengrauen zu jeder Jahreszeit grau daherrasselt. Zur Vorlesung? Hmmh, nein doch lieber ins Bett, vielleicht vorher noch eine Portion Miracoli-Spaghetti – und hoffen, dass Seite 4 im Druck nicht allzu schief daherkommt. Christoph Ecken, Gründungsmitglied

2008



2009



2010



Montagen: amw, zef

...und heute

Die Schere ging, die Kekse bleiben

Das Schlimmste am Layout ist immer der Ausblick. Es gibt keinen. Ein paar lasch im Wind hängende Äste und gelegentliche, scheinbar herrenlose Köpfe von Fahrradfahrern. Viel mehr Ästhetik lässt der Ausblick aus den Souterrain-Räumlichkeiten des Zentralen Fachschaftsbüros in der Albert-Ueberle-Straße nicht zu. Die besonders Motivierten trifft es meistens am schlimmsten – wer in der Nähe des Druckers sitzen möchte, muss sich für die kommenden drei Tage mit der Hauswand anfreunden.

Die technische Revolution ist auch bei uns angekommen – mit den eigenen Laptops und den Computern der Fachschaftskonferenz (FSK) ausgerüstet kann nun jeder Redakteur an den Seiten feilen, ohne ein Lineal in die Hand nehmen zu müssen. InDesign, das Layoutprogramm von Adobe, ermöglicht es uns, mit vermeintlicher Leichtigkeit Seiten zu bauen. „Jetzt können wir alles“, könnte man meinen. Leider hapert es allzu häufig an der Ausführung. Zwar sind Copy und Paste beim Seitenaufbau wohl die wichtigsten Befehle, doch zieht einem das Programm oft genug einen Strich durch die Rechnung.

Kommt die Werbung auf den blauen oder auf den schwarzen Strich? Wo ist der Fliegendreck? Und warum ist meine Überschrift schon wieder verschwunden? Glücklicherweise findet sich meistens doch der ein oder andere Experte in der Runde, der besonders den weniger Technikversierten unter uns zur Hilfe eilt. Nicht nur zum Dank der oftmals schimpfenden Redakteure. Bisher blieben auch Laptop und PC somit ein wenig schmeichelhaftes Ende auf dem Sondermüll erspart.

Dennoch erfüllt die Räumlichkeiten der FSK an jenen Wochenenden oft ein Konzert von Seufzern, Flüchen und verzweifelten Hilferufen. Besonders ein wiederkehrendes Problem treibt den Redakteuren immer wieder die Schweißperlen auf die Stirn: Der Text ist auf Zeile, das Layout umschmeichelt die Sinne, nur eins fehlt – das Kürzel. Man weiß wie sich Angela Merkel fühlen muss, wenn einem drei kleine Buchstaben, die nicht einmal die Fünfprozenthürde erreichen, einem das Leben schwer machen.

Verständlich, dass insbesondere der Konsum von Doppelkekken an diesen Tagen in unschlagbare Höhen schnell. Was wäre ein Layoutwochenende wohl ohne diese runden Retter, die meistens halb zerbröckelt aus der Wellpappenrolle gezerrt werden müssen? Wir wollen es nicht wissen. Schließlich begleiten sie den ruprecht seit seiner

Gründung und ebenso lange schon stürzen sich fleißige Korrekturleser am Sonntagmittag auf die goldbraunen Kekse, die unsere Konzentration aus mysteriösen Gründen in die Höhe schließen lassen.

Trotz all der Arbeit und den Überstunden dominiert dennoch eine grundsätzlich positive Atmosphäre. Freitags sind alle Gemüter noch höchstmotiviert, es geht verhältnismäßig schnell voran. Auch die neuen Redakteure machen sich mit InDesign vertraut und testen ihr frischerlerntes Wissen an den vorgebauten Seiten. Samstags sieht das schon wieder anders aus: Nicht, weil die Anwesenden unmotiviert seien. Vielmehr ist in der Regel kaum einer da. Bisher hat noch keiner das Phänomen der Samstagsleere erklären und vor allem lösen können. Fest steht, dass nur wenige Redakteure den Weg in die FSK wagen, um die restlichen Artikel zu setzen, zu kürzen oder zu längen. Sonntag füllt sich die FSK wieder. Wenn auch oft erst nach der ein oder anderen Aufforderungsmail über den Verteiler. Doch spätestens ab 17 Uhr wimmelt es in der FSK nur so von fleißigen Korrekturlesern. Auch wenn der Zeitdruck noch so groß sein sollte, das gemeinsame Abendessen fällt nie aus. Gestärkt geht es dann in die Überschriftenkonferenz, der Ort hitziger Diskussionen und noch lauterer Lacher. Hier dürfen sich alle Redakteure darüber streiten, wies doch der ein oder andere auch Fragezeichen in einer Überschrift erlaubt sind. Was man dabei lernt: Unterschätze niemals den Gesprächsanreiz von Satzzeichen!

Die alles motivierende Frage nach der Überschriftenkonferenz lautet: „Schaffen wir es, vor drei Uhr morgens fertig zu werden?“ Denn jetzt muss noch „gefinalt“ werden. Erst wenn kleinstlich jede Änderung der Korrekturleser eingearbeitet, jeder Fliegendreck kontrolliert und jeder Bildrahmen überprüft wurde, können die Layouter Seiten ins pdf-Format umwandeln und an die Druckerei schicken. Das ist leichter gesagt als getan. Zu oft fallen zur Verzweiflung der verbleibenden Redakteure

spätabends noch Fehler auf. So kommen die pdf-Dateien oft erst in den frühen Morgenstunden bei der Druckerei an. Der Anblick, der sich den letzten Layoutern nun bietet, ist immer der selbe: berge-weise Papier, das sich auf Tischen stapelt, leere Doppelkesspackungen und halbvollgekaufte Kaffeebecken. Und die Aussicht auf die neue Ausgabe, in der nicht nur Stunden freiwilliger Arbeit, sondern auch jede Menge Herzblut stecken. Annika Kasties und Anna Wüst, ruprecht e.V.

„Ruprecht lügt!“

25 Jahre ruprecht, 25 Jahre Leserbrief
eine Auswahl

Liebe Schlaglöcher,

Eure Zeitung erfreut sich zwar nicht gerade einer begeisterten Masse von Lesern, aber sie zeichnet sich durch ein bemerkenswertes Maß an Regelmäßigkeit aus. Regelmäßigkeit einerseits in der Frequenz des Erscheinens, zum anderen aber auch in der Langweiligkeit. So sehr die Zeitung seit ihrer Geburt an Professionalität in der Aufmachung gewonnen hat, so wenig reifte sie inhaltlich. Da stimme ich mit dem Leserbrief in der letzten Ausgabe von dem Math-Phys-ler überein: Die Zeitung ist langweilig!

Dies kommt vor allem durch die Bravheit der Thematik und Formulierung, aber auch durch eure offensichtliche Angst vor politischer Stellungnahme. Bestes Beispiel ist die halbherzige Suche nach dem "lebendigen Geist" in der letzten Ausgabe. Wenn überhaupt, so findet der sich sicherlich nicht in Euren platzfüllenden Artikeln zu diesem Thema, die letztlich insgesamt in meinen Augen kaum mehr sind als weinerliches Lamentieren über die bösen Anderen, die einfach nicht so wollen, wie man sich das in seinen vagen Träumen von der 68er-Bewegung so vorstellt. Wenn man unbedingt jegliches studentische Engagement an jenem von damals messen muß, so sollte man doch vielleicht nicht ganz verschweigen, daß jene, die in den 60ern sich so heftig engagierten, in den 70ern ebenso heftig resignierten und größtenteils in die beruhigendere Bürgerlichkeit entschwanden. Und man sollte auch nicht außer acht lassen, daß die Studienverschärfungen, die heute fast wöchentlich über uns hereinzupelzen, zu jener Zeit, wenn überhaupt, gerade erst zaghaft begannen.

Da liegt denn auch der Hase im Pfeffer: Bei dem immer schwieriger werdenden Studienalltag. Und da ist auch die Thematik für eine Studenten-Zeitung. Hochschulgesetze, Prüfungsordnungen, Personalpolitik usw., überall Themen für ein offenes Wort, für scharfe Kritik, die die Leute aufscheucht. Freilich müßte man da recherchieren, überlegen, Betroffene fragen usw. Aber selbst wenn das SCHLAGLOCH dann bloß noch einmal im Semester erscheint, würde es vielleicht mit Interesse gelesen werden. Wieso z.B. findet man bei Euch kein Wort über die Kommission Forschung 2000 oder die private Uni, die Späth auf unsere Kosten hierherholt? Das sind doch Themen, die Studenten interessieren und nicht irgendwelche lebendigen oder toten Geister. Geht doch mal zu den Fachschaften und fragt: "Was ist bei Euch los?"

Eine Zeitung soll informieren und damit Meinungsbildung ermöglichen und nicht trauernd die Meinungslosigkeit der Leser konstatieren.

In diesem Sinne
Eure treue Leserin
Linde

Leserbrief zum Artikel "Zum Beten in die Ecke" in Ausg



Hallo ruprecht-Redaktion, erstmal finde ich es gut, dass ihr euch teilweise der Kritik stellt, indem ihr den Leserbrief publiziert habt. Allerdings habe ich Zweifel, ob ihr euch überhaupt mit der Kritik auseinandergesetzt habt, wenn ihr schreibt ...

Hallo ruprecht-Redaktion,

erstmal finde ich es gut, dass ihr euch teilweise der Kritik stellt, indem ihr den Leserbrief publiziert habt. Allerdings habe ich Zweifel, ob ihr euch überhaupt mit der Kritik auseinandergesetzt habt, wenn ihr schreibt: "Wir werden allerdings auch in Zukunft keinen Studenten fragen, was er hier "zu suchen" hat - nicht mal solchen, die Trendsportarten wie "Islambashing" nachgehen."

Denn das genau sollte eurer Anliegen sein: kritisch zu sein und nachzufragen, jenseits von ideologischen Grundsetzen. Momentan schreibt ihr im Fahrwasser des linken Mainstreams von Zeit, Sueddeutsche, Tagesspiegel, des heutigen Spiegels und Co.. Das ist angepasst, brav und damit langweilig. Wenn ihr euch von diesen überkommenen Denkschemata löst (Moslem = Ausländer = gut und benachteiligt) und euch selber ein Urteil bildet, dann wird der ruprecht interessant.

Lest mal im Archiv von Spiegel-online Artikel aus den 60er und 70er Jahren nach. Da werden noch Themen aufgegriffen und aus einem Blickwinkel betrachtet, der heute als Verschwörungstheorie abgetan würde.

In dem kritisierten Artikel "Zum Beten in die Ecke" heißt es: "Die gläubigen Studenten fühlen sich in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten behindert." Haltet ihr diese Aussage nicht für völlig überzogen? Was sind das für Leute, die solche Aussagen treffen? Welche Geisteshaltung steckt dahinter?

Schaut euch das mal an: **Fatwa gegen Yoga**. Hört euch vor allem mal an, was die gebildete Professorin der islamischen Universität Kuala Lumpur ab Minute 2 und Minute 4:30 zu sagen hat. Sicher, jetzt werden ihr sagen: "Malaysia ist weit weg". Aber glaubt ihr wirklich, dass eure UB-Moslems eine so ganz andere Geisteshaltung haben?

Seid nicht so naiv. ;)

Gruß,
Lena

Lieber Ruprecht,

auf welches Niveau begeben euch ? Seid ihr euch im klaren was ihr in eurem Artikel „Von Hohen Damen und Füchsinnen“ verbreitet? Ihr schreibt „jedoch nicht zum rechten Spektrum“, was soll das denn bedeuten? Das Kooperationen nicht selber rechts sind?

Spinnt ihr jetzt total?

Hat mal wer auf der HP der Nausikaa nachgelesen für was die stehen?

Frauenemanzipation durch Elite, vertreten ihr solch einen Ansatz? Die Nausikaa ist kein Freundschaftskreis, sondern ein elitärer Zusammenschluss, mit einem klaren nationalistischen Ansatz!

Stellt das richtig!!!

Das ist eine Frechheit. Ihr verbreitet Lügen, denn Lüge ist auch wenn ich gewisse Sachen nicht sage, nicht nur wenn ich falsches sage.

Schreibt auf eure HP sofort eine Gegenstellung, in dem ihr schreibt was die Nausikaa tatsächlich ist: Elitär, Nationalistisch, gegen Feminismus! Und schreibt einen ausführlichen Artikel in der nächsten Druckausgabe.

17.02.1993

Betr.: Letzte Ausgabe des "ruprecht"; "Artikel" über Selbstverteidigungskurse für Frauen

Mal ganz ernsthaft: was Ihr da gebracht habt, ist schlicht und einfach das Allerletzte.

Der Mensch, der das geschrieben hat, hat offenbar völlig übersehen, daß es triftige - und zwar durchweg männliche - Gründe für Frauen gibt, zu lernen, wie man sich gegen (männliche) Bedrohung und Annäherung (die auch bei Musterung einer "Schönen"), Blicken und Pfiffen längst angefangen hat) wehren kann. Er (und umso schlimmer, wenn es eine Sie gewesen sein sollte - bezeichnend, daß ausgerechnet dieser Beitrag nicht namentlich gekennzeichnet war!) hat nichts, aber auch gar nichts kapiert. Es gibt nur noch einen Begriff, der darauf paßt: ekelhaft. Wer so etwas schreibt oder veröffentlicht bzw. sich einer Veröffentlichung nicht widersetzt, ist mehr als frauenverachtend.

Für mich Grund genug, den "ruprecht" in Zukunft keines Blickes mehr zu würdigen.

Gruß, Cäcilie Kowald

Zu: „Starkes Geschlecht ganz schwach“ in ruprecht Nr. 90 – Juni 04

Der Schriftleiter Eugen Maus hat zwar zweifellos Recht, wenn er behauptet, die Frauenförderung würde gegen die Gleichberechtigung verstoßen. Es ist jedoch zu erwähnen, dass es im Gegensatz zu Maus' Position sinnlos ist, zu versuchen, Frauen in technische Berufe zu integrieren. Auch der Gedanke, dafür mehr Männer in sogenannte Frauendomänen zu zwingen, ist bar jeder Fruchtbarkeit.

Es gibt klare Unterschiede in Bezug auf Neigungen zwischen Mann und Frau. Es ist kein von der Gesellschaft oktroyiertes Vorurteil und kein Gerücht, dass Männer im Durchschnitt ein besseres Vermögen als Frauen haben, abstrakt und logisch zu denken. In Mathematik und Naturwissenschaften haben Männer die Nase vorn. Das war schon immer so und dies wird voraussichtlich auch so bleiben, weil es nun einmal naturgegeben ist.

Frauen hingegen haben ein besseres Sprach- und Ausdrucksvermögen, sind im sozialen Bereich kompetenter. Daher ist jede Manipulation in Richtung Frauen in männerorientierten, sowie Männer in frauenorientierten Berufen zwecklos, da sie nichts nennenswert Positives herbeiführen und die Rollenverteilung verfälschen würde.

Frauen machen öfter Abitur als Männer und das liegt daran, dass allgemein gesehen ein anderes Lernverhalten bei Mädchen als bei Jungen vorliegt. Mädchen sind – auch im Durchschnitt – sicher nicht intelligenter als Jungen, sie sind nur bedachter und fleißiger. Das ist der Hauptfaktor von Leistungen.

Man sieht in so genannten männerorientierten Studiengängen, dass Männer dort die besseren Studenten sind. Das ist zumindest meine Erfahrung als Mathematikstudent. Darüber hinaus ist es ohnehin fraglich, ob man noch weiterhin mit diesen Mann-Frau-Artikeln böses Blut erzeugen möchte. Es ist an der Zeit, Menschen wie Menschen zu behandeln und nicht Männer und Frauen getrennt.

Ferdinand von Bülow

2011

ruprecht
HEIDELBERGER STUDIERENZEITUNG

HEUTE: Nr. 120 • UNABHÄNGIG • UNBESCHÜTZT • UNBESCHÜTZT

Inhalt

Aufgedeckter Einsatz
Student Simon Brenner als Ermittler enttarnt

Fächer an die Macht
Der Senat der Universität Heidelberg bewilligt das Konzept Fachrat

Zahl des Monats
289847

Mannequins

ruprecht
HEIDELBERGER STUDIERENZEITUNG

HEUTE: Nr. 120 • UNABHÄNGIG • UNBESCHÜTZT • UNBESCHÜTZT

Inhalt

Uni feiert sich selbst
Jubiläumswochen mit Prominenz und Party

Romanistik findet keine Master
Kaum Bewerber für den neu eingeführten Studiengang

Zahl des Monats
1386

ruprecht
HEIDELBERGER STUDIERENZEITUNG

HEUTE: Nr. 120 • UNABHÄNGIG • UNBESCHÜTZT • UNBESCHÜTZT

Inhalt

Chaos bleibt aus
Doppelter Jahrgang drängt an die Uni

Leben und lernen in Kasernen
Mehr als 600 Studenten besiedeln die ehemaligen Soldatenunterkünfte

Zahl des Monats
29600

ruprecht
HEIDELBERGER STUDIERENZEITUNG

HEUTE: Nr. 120 • UNABHÄNGIG • UNBESCHÜTZT • UNBESCHÜTZT

Inhalt

Burschen gespalten
Liberaler wehren sich gegen Rechtsradikale

Gefahr erkannt, Gefahr gebannt?
Wissenschaftsministerium hebt Haushaltssperre der PI auf

Zahl des Monats
0

ruprecht
HEIDELBERGER STUDIERENZEITUNG

HEUTE: Nr. 120 • UNABHÄNGIG • UNBESCHÜTZT • UNBESCHÜTZT

Inhalt

Weiterhin exzellent!
Die Uni Heidelberg bleibt in der ersten Liga

Kaum Interesse an Gremienwahlen
Die Fachschaftskonferenz behält die Nase vorn / Jassos wieder im Senat

Zahl des Monats
35

Nach

Verfälschte

Studienratswahl

Wie die Physik in den Kopf kommt

Professor Karlheinz Meier zum Human Brain Project

Das menschliche Gehirn ist ein unvorstellbar komplexes Konstrukt. Seine Funktionsweise zu verstehen ist Ziel des Human Brain Project. Der Heidelberger Physiker Prof. Karlheinz Meier sprach mit uns über Ziele und Herausforderungen des Projekts.

Das Gespräch führte Paul Eckartz

Mithilfe Ihrer Future-And-Emerging-Technologies-Initiative will die EU einige Flaggschiff-Forschungsprojekte in der Informationstechnologie fördern. Eines davon ist das „Human Brain Project“ (HBP) bei dem Sie seit 2011 Kodirektor sind. Ziel ist eine detailgetreue Simulation des menschlichen Gehirns. Was passiert da?

Dieses Projekt besitzt einen starken interdisziplinären Charakter. Es verbindet Gruppen aus Naturwissenschaften und Medizin. Dabei sind Neurobiologen, Computerwissenschaftler und von Heidelberger Seite auch Physiker.

Es gibt drei große Projektstränge, die hier zusammengeführt werden: Das Blue-Brain-Projekt, das sich im Wesentlichen durch großskalige Simulationen auf Supercomputern auszeichnet. Unsere eigene Entwicklungslinie, das EU-Projekt „FACETS“ und „BrainScaleS“, die schon kleinere HBP-Modelle sind.

Wir haben zum Beispiel in dem FACETS-Projekt bereits sehr erfolgreich neurobiologische Daten verwendet. Der dritte große Strang ist eine sehr starke Computergruppe aus England, geleitet von Steve Furber.

Das heißt, wir haben hochkarätige Gruppen, die in der Vergangenheit auch gezeigt haben, dass sie in der Lage sind, solche interdisziplinären Projekte zu bewältigen. Und das gibt mir gute Hoffnungen, dass wir das schaffen.

Welche Ziele verfolgt das Projekt und welche Erkenntnisse und Anwendungen versprechen Sie sich davon?

Erkenntnis und Anwendungen sind zwar verschiedene Dinge. Der Erkenntnisgewinn steht über allem. Das Projekt möchte drei große Fragestellungen angehen: Zum einen die übergreifende Fragestellung, wie Informationen im Gehirn gespeichert und verarbeitet werden.

Wenn Sie einen Stein fallen lassen, können Sie ziemlich genau vorhersagen, wann er auf dem Boden auftrifft. Das heißt, Sie tragen ein Modell der physikalischen Welt in Ihrem Kopf. Das ist mit rein biologischen Methoden nur sehr schwer zugänglich.

Sie können nicht jedes Neuron einzeln anschauen. In einem synthetischen System hat man den großen Vorteil, dieses System jederzeit detailliert anschauen zu können und auf diese Weise systematisch zu untersuchen, wie diese interne Modellbildung in dem System geschieht. Also wie, plakatig gesagt, die Physik in unseren Kopf kommt. Anwendungen sind natürlich vielfältig, beispielsweise in der Informationstechnologie.

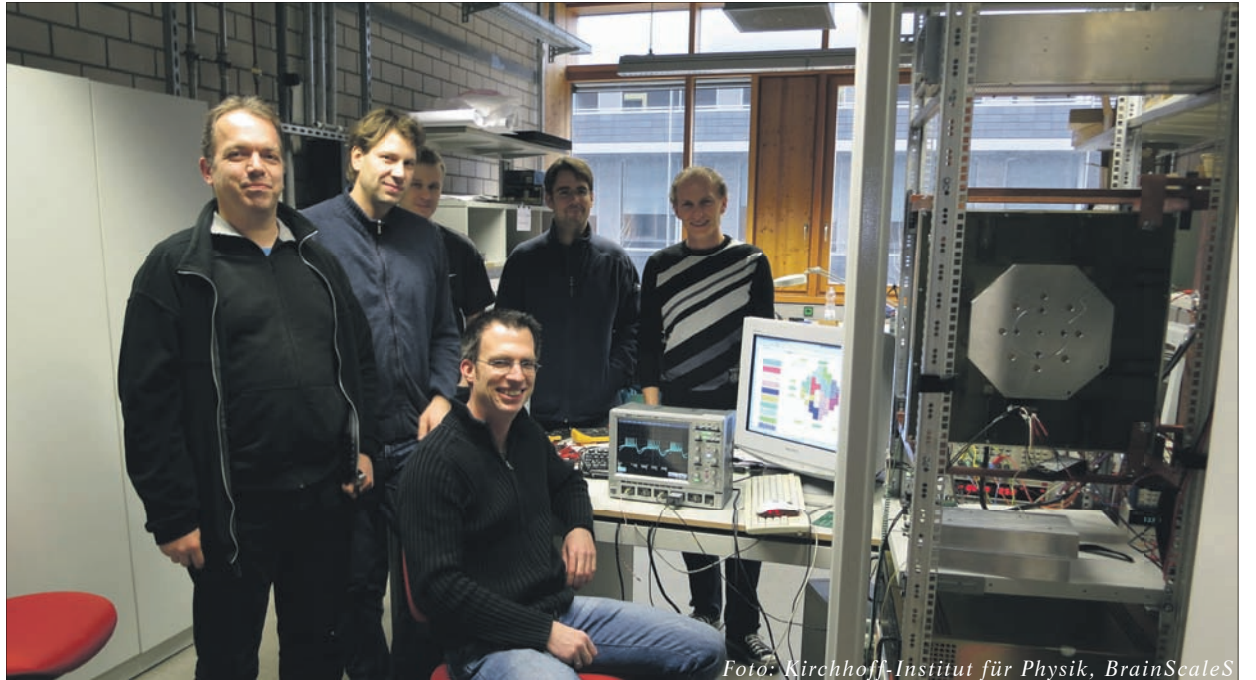
Wir haben heute schon synthetische Systeme in Heidelberg stehen, die in gewissen Aspekten besser als konventionelle Computer sind. Wenn man das weiterentwickelt, wird man Systeme bauen können, die extrem energieeffizient sind.

Mit denen werden Sie, genauso wenig wie mit Ihrem Gehirn, große Zahlen multiplizieren können. Aber Sie werden beispielsweise Vorhersagen machen oder kausale Zusammenhänge finden. Das ist eine ganz neue Art, Informationen zu verarbeiten.

Ein weiterer Aspekt ist der medizinische, das heißt: Wie kommt es zu Fehlfunktionen des Gehirns und wie können wir diese mit Simulationsmethoden besser verstehen? Ein Verständnis dieser Fehlfunktionen wird dazu führen, dass man Pharmazeutika entwickeln wird, die helfen, diese Fehlfunktionen zu verhindern oder zu verringern.

Welche Herausforderungen ergeben sich dabei?

Zum einen gibt es organisatorische und zum anderen – das ist das Schöne daran – wissenschaftliche Herausforderungen. Das Projekt ist groß. Es kombiniert etwa



Die BrainScaleS-Gruppe im Kirchhoff-Institut für Physik vor ihrem ersten neuromorphischen Rechenmodul

70 Arbeitsgruppen aus Europa, die man unter einen Hut bringen muss. Ich habe 30 Jahre in sehr großen Teilchenphysikexperimenten wie dem Atlas-Experiment am CERN verbracht. Und ich hoffe, dass ich viele Erfahrungen in das Human Brain Project einbringen kann, das im Bereich der Neuro- und Informationswissenschaften diese Arbeitsweise zum ersten Mal umzusetzen versucht.

Die schönere Herausforderung ist die der Wissenschaft. Wenn man versucht, physikalische Modelle zu bauen, müssen diese auf etwas beruhen. Man muss Daten aus neurowissenschaftlichen Experimenten verwenden. Diese Daten müssen wir zum Teil selbst gewinnen, aber es geht vielmehr darum, Daten, die von anderen bereits gewonnen wurden, zu integrieren. Das heißt, man muss Standards entwickeln, um Daten in Formate zu bringen, sodass sie zur Simulation geeignet sind.

Eine Herausforderung, die uns selbst betrifft: Wir bauen physikalische Modelle von neuronalen Schaltkreisen. Wir bauen keine Computer. Unsere Idee ist, einen Schaltkreis aus dem Gehirn anzuschauen und eine Kopie auf einem Siliziumsubstrat zu machen.

Im Gehirn gibt es sehr viele Zellen, etwa 100 Milliarden Neuronen. Das heißt, enorme Verbindungen auf Silizium herzustellen ist eine der großen Herausforderungen. Aber wir fangen nicht bei null an. Alle Aspekte des Projekts basieren auf Arbeiten, die von allen beteiligten Gruppen in den letzten zehn Jahren bereits gemacht wurden.

Das Projekt beschäftigt auch eine eigene Ethikgruppe. Worum geht es hierbei?

Das Projekt hat zehn wissenschaftliche Divisionen, eine davon ist die Ethikdivision. Sie ist sehr bedeutend und wird von einem sehr renommierten Wissenschaftler geleitet, Jean-Pierre Changeux vom Collège de France in Paris.

Die Ethikdivision hat drei große Aufgaben: Zum einen müssen Tierversuche, die beteiligte Gruppen durchführen, nationalen und europäischen Regeln entsprechen. Um das sicherzustellen, braucht man eine Gruppe, die sich darum kümmert.

Dann gibt es noch die Kommunikation mit der Außenwelt. Es wird regelmäßig öffentliche Hearings geben. Zuletzt gibt es noch eine interne Sicht der Dinge. Die

Ethikdivision wird regelmäßig mit uns sprechen, um herauszufinden, ob sich unter Umständen Wissen ergibt, das ethische Konsequenzen mit sich bringt. Die Frage, ob es unter Umständen Systeme geben wird, die in irgendeiner Weise intelligent sein werden, ist etwas, was man heutzutage absolut nicht sagen kann. Ich bin überzeugt, dass es irgendwann passieren wird – mit Sicherheit nicht im Rahmen der nächsten zehn Jahre – aber unter Umständen stellen wir Weichen in diese Richtung. Und ich glaube, es ist wichtig, dass man merkt, wenn man Weichen stellt.

Über diesen Code findet Ihr das komplette Interview mit Professor Meier als Audiofeed



Angewandte Geschichte an der Universität

Die Professur für „Public History“ untersucht die Vermittlung von Geschichtswissen

Zur Geschichtswissenschaft gehören nicht nur historische Fakten, sondern auch die Frage, wie diese einem breiten Publikum vermittelt werden können. Seit diesem Semester gibt es dafür am Historischen Seminar einen eigenen Lehrstuhl.

Die Zeiten, da der Geschichtsunterricht noch daraus bestand, die Jahreszahlen großer Schlachten auswendig zu lernen, sind lange vorbei. Inzwischen haben auch wir Deutschen gelernt, was die angelsächsische Welt seit langem beherrscht – die Fähigkeit, Geschichte spannend zu vermitteln. Seit etwa 20 Jahren hält sich ungebrochen das Interesse der Öffentlichkeit an historischen Themen und Persönlichkeiten. Fernsehdokumentationen über bedeutende Ereignisse gehören zu den wenigen Garanten guter Einschaltquoten und auch die großen Zeitungen werfen gerne einen Blick zurück. Doch wie kann man dieses Interesse nutzen?

„Public History“ heißt die neue Professur an der Uni Heidelberg, ins Deutsche etwas ungelenk mit „angewandte Geschichtswissenschaft“ übersetzt. Damit ist Heidelberg einer der Vorreiter dieser Studienrichtung in Deutschland. „Das Ziel von Public History ist es, die Beziehung von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit zu untersuchen und herauszufinden, wie man Geschichte noch besser vermitteln kann“, erklärt Privatdozent Cord Arendes, der den Ruf auf die Professur angenommen hat. Dabei soll die Medienkompetenz der Studenten gestärkt werden, egal ob sie später einmal in der Schule unterrichten oder in Museen

arbeiten. „Das Ganze ist aber nicht als Einbahnstraße zu verstehen“, betont er, „auch die Öffentlichkeit hat umgekehrt bestimmte Fragen an die Geschichtswissenschaft.“

In einigen Ländern ist Public History bereits weit verbreitet, vor allem in den USA, in Australien und Neuseeland. In Sydney wird Geschichte bezeichnenderweise an der technischen Universität unterrichtet. In Deutschland gibt es bisher nur punktuelle Ansätze. Nicht nur die Zielsetzung ist neu, auch Arbeitsmethoden wie Projektarbeiten sind zumindest an der Uni eher selten anzutreffen. Die Studenten sollen ja auf das spätere Arbeitsleben vorbereitet werden, und dafür braucht man neben Fachwissen auch Team- und Koordinationsfähigkeit.

Prinzipiell lässt sich das, was man hier lernen soll, auf alle

Bereiche der Geschichte anwenden. Tatsächlich interessiert sich die Öffentlichkeit vor allem für die Zeitgeschichte, also jenen Zeitraum, an den sich noch Menschen erinnern können. Das ist nicht weiter verwunderlich, schließlich verbinden sie mit dieser Zeit noch persönliche oder familiäre Erinnerungen. Hier kann man auch auf ein größeres Vorwissen aufbauen. Die heute lebenden Generationen trennen jedoch teils immer noch Welten. „Die Schwierigkeit bleibt, eine Zielgruppe anzusprechen, deren Zusammensetzung vorher nicht immer leicht einzuschätzen ist“, erläutert Arendes. Die Fakten müssen für Jugendliche wie für Senioren interessant und verständlich vermittelt werden.

Die Anforderungen des wissenschaftlichen Arbeitens bleiben. „Ich könnte mir auch vorstellen,

der Öffentlichkeit die Arbeit des Historikers zu erläutern. Viele haben ja die Vorstellung, dass man einfach eine Quelle sucht, und da steht dann alles. Aber so ist es in Wirklichkeit natürlich nicht.“

Zu der neuen Professur gehören auch mehrere Projekte. So errichtet die Heidelberg Public History beispielsweise in der einstigen NS-Ordensburg Vogelsang in der Eifel ein Dokumentationszentrum, das bis 2014 fertiggestellt werden soll. Auch an einem Filmprojekt wird gearbeitet, ebenso an einem Fachbuch zur Ausstellungsgestaltung.

Mit Public History rückt die Wissensvermittlung an die Öffentlichkeit stärker in den Fokus. Wie sich dieser Ansatz in Zukunft durchsetzen wird, lässt sich noch nicht sagen. In Heidelberg ist er jedenfalls fortan fester Bestandteil der Geschichtswissenschaft. (mab)

Whisky, Harry Potter und Skills

Vom Studentenleben an britischen Universitäten

Ein Direktor mit silbernem Zepter; ältere Kommilitonen, die Quidditch spielen und Mama und Papa genannt werden und Historiker, die Finanzmanager werden. Noch vor kurzer Zeit glaubte ich, „Universität“ bedeutete auf der ganzen Welt das Gleiche. Ein Irrtum?

Von Isabella Freiling aus Edinburgh (Großbritannien)

„Ihr seid jetzt Teil einer Gemeinschaft!“, sagt der Rektor in seiner Eröffnungsrede, die Dozenten bei den Einführungsveranstaltungen und all meine Orientierungsbroschüren. Nie wird vergessen zu betonen, wie elitär diese Gemeinschaft ist. Der Rektor zählt in seiner Rede Nobelpreisträger und Olympia-Medaillengewinner auf und erinnert an die Plätze der University of Edinburgh in den globalen Uni-Rankings. Dann aber pausiert er mit den Worten: „Ihr wisst nicht, wen ihr in zehn Jahren heiraten werdet.“ Dann gibt er den Erstsemestern die Möglichkeit, ihre Sitznachbarn kennen zu lernen. Ein Scherz? Vielleicht. Die „Freundes- oder „Familienfindung“ durch die Universität aber ist keiner.

In den meisten Wohnheimen wird jeden Tag zur gleichen Zeit gemeinsam gefrühstückt und zu Abend gegessen; in den Einführungsveranstaltungen bekommen die neuen Studierenden Mamas, Papas, Onkel und Tanten aus höheren Semestern zugewiesen. Die diversen Clubs bezeichnen sich oft selbst als „inestuöse Familien“.

„Guilty Pleasures“ und Konstitutionen

Zu intensivem „Socialising“ wird den Erstsemestern sogar eine ganze Woche Zeit gegeben. Gelegenheit, Menschen aller Studienfächer und Interessen zu treffen. In dieser Woche finden keine Vorlesungen, dafür aber zu jeder Tages- und Nachtzeit mindestens drei Veranstaltungen gleichzeitig statt: vom Tea- und Haggis-Tasting bis zu Kostüm-Parties. Der Spaß für die Erstsemester ist groß. Der Druck, möglichst schnell viele Freunde zu finden, auch.

Lucy, Physikstudentin im ersten Semester, lehnt auf einer Party der Student-Union etwas verloren an der Wand: „Ich bin eigentlich so müde, aber ich kann es mir einfach nicht leisten, jetzt schlafen zu gehen.“ Dann klebt sie sich eine Flasche Cider an die Hände, um die anderen Partygäste zu beein-

drucken. Innerhalb weniger Tage lerne ich hier so viele Menschen kennen, wie in Heidelberg in Monaten. Die meisten jedoch sehe ich nie wieder. Auf einer Toilettentür im Student-Union-Gebäude steht groß mit schwarzem Marker geschrieben: „I’m so socially exhausted“.

Das „Socialising“ hört mit der „Freshers-Week“ aber nicht auf. Der Hauptgrund dafür sind die „Societies“. Wie abwegig die eigenen Interessen und Hobbys auch sein mögen, an einer Universität mit mehr als 30 000 Studierenden finden sich Gleichgesinnte. So gibt es in Edinburgh mehr als 200 dieser von Studierenden organisierten Clubs. Das ist selbst für britische Verhältnisse eine beträchtliche Anzahl. Alle Fächer, Länder, Hobbys, Vorlieben sind vertreten. Wie Samuel, Austauschstudent aus Deutschland, berichtet, sind die Societies teilweise Vorwand zum kollegialen Trinken. „Ja, man redet ein wenig über Geschichte in der History Society. Dann geht man in eine Bar“, sagt er. Teilweise verschreiben sie sich gleich dem Alkohol, wie die Whisky- oder die Wein-Society oder einem anderen „Guilty Pleasure“, wie es die Schokoladen-Society in ihrer Werbung schreibt.

Die meisten Clubs aber zeichnen sich durch unglaubliches Engagement ihrer Mitglieder und perfekte Organisation aus. Sie haben eigene Komitees mit Veranstaltungsorganisatoren, Marketing- und Businessleitern. Das gilt für die Harry-Potter-Society und den Baking-Club genauso wie für die zahlreichen sozialen und ökologischen Societies.

In eisiger Kälte stehen die Mitglieder eines Whole-Food-Clubs vor der Bibliothek und verkaufen regionales Bio-Gemüse zu günstigen Preisen. Sie stehen in einer Reihe mit Kuchen- und Keks-Verkäufern, die Geld für wohltätige Zwecke oder Kulturveranstaltungen sammeln. Letztere sind so zahlreich wie die Societies selbst: von African-Caribbean-Nights, Charity-Filmvorführungen, Poetry-Slams, über zahlreiche Konzerte bis hin zu Theateraufführungen. Einige der Clubs besitzen gar eigene Gebäude,



Die Harry-Potter-Society, einer der über 200 studentischen Clubs, bei einem Quidditch-Spiel.

wie die Theater-Society, die dort 40 Stücke pro Jahr aufführt.

Wie groß die Professionalität ist, bemerke ich erst, als ich bei einer Generalversammlung dieser Society anwesend bin. Vier Stunden lang stellen Regisseure mit ihrem Team aus Produzenten, Bühnenbildnern und Technikern Vorschläge für Shows vor, dann wird abgestimmt. Alles verläuft streng nach den Richtlinien der Konstitution. James, Teil des Komitees, meint: „Ich verbringe

Historiker als Finanzanalytiker

hier so viel Zeit wie möglich.“

Zeit mag tatsächlich ein Faktor für das große Engagement sein. Die Studierenden sind hier nicht als Tutoren in das Universitätssystem eingebunden. Vielleicht hat es mit dem zu tun, was der Theater-Business-Manager abschließend sagt: „Was wichtig ist, sind die Skills, die die Studierenden hier lernen.“

Das Wort „Skills“ hört man hier ständig – von Dozenten wie auch Studierenden, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Das mag mit den Kursen zusammenhängen, die gerade in den ersten zwei Jahren vor allem eines vermit-

teln: breites Überblickswissen und die Fähigkeit, kritisch und strukturiert zu denken. Ich lerne zwar viel in meinen Seminaren, aber wenig Spezifisches. Ich schreibe wöchentlich Essays zu anderen Themen, indem ich mich schnellstmöglich immer in ein Thema einlese, das Gelesene analysiere und im Essay verarbeite. Es mag auch mit der Einstellung der Arbeitgeber zu tun haben, meint Dawn, Geschichtsstudentin im dritten Semester. „Was wir an der Universität für den späteren Beruf lernen, sind key skills.“

Das Studienfach scheint hier keine große Rolle zu spielen. Ich werde kaum danach gefragt und wenn, dann fragt niemand: „Was willst Du denn damit später mal machen?“ Ich muss mich nicht mit Praktika und Zukunftsplänen befertigen und glaubte zuerst, dass dies schlicht mit der britischen Höflichkeit zusammenhängt. Dawn aber meint: „Eine Freundin ist gerade mit ihrem Geschichtsstudium fertig geworden und arbeitet jetzt als Analystin in einer Investmentbank. Ich habe gehört, dass 40 Prozent aller Geschichtsabsolventen im Investmentbereich arbeiten.“ Ed, Germanistikstudent im Abschlussjahr, fügt hinzu: „Die Universität und die Noten sind wichtiger als das Fach, das man studiert hat. Eine Freundin

aus Spanien hat Jura studiert und ist jetzt enttäuscht, dass sie hier keine höheren Chancen auf einen Job hat, als eine Person, die Literatur studiert hat.“

Um ein möglichst umfassendes Bild der Absolventen zu präsentieren, hat Edinburgh dieses Jahr, wie viele andere britische Universitäten auch, eine Art Abschlussdiplom eingeführt, das nicht nur das Fach und die Noten, sondern auch außeruniversitäre Qualifikationen, wie soziales Engagement, enthält.

Das organisierte „Socialising“, das studentische Engagement und die Struktur der Kurse fügen sich zu etwas zusammen, das meine Freunde hier „University experience“ nennen – ein Lebensabschnitt der Bildung und Ausbildung, eingerahmt vom sozialen Gefüge Universität. Allerdings bemerke ich, dass ich auch in Edinburgh nichts grundsätzlich anders mache, als in Heidelberg. Ich bin durch das Theater und die Zeitung sogar in den gleichen Societies.

Die Rahmenbedingungen sind andere und doch muss ich feststellen, dass die Erfahrungen, die man an der Universität macht, so vielfältig sind wie die Studierenden selbst – und zu einem wesentlichen Teil davon abhängen, wie man die Rahmenbedingungen nutzt.

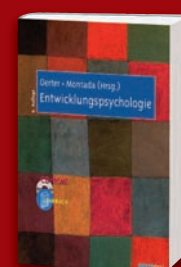
Psychologie Heute Studentenabo

- + Das Standardwerk der Entwicklungspsychologie als Begrüßungsgeschenk
- + 12 Hefte jährlich
- + Kostenfreier Zugang zum Archiv
- + Nur € 62,90 (statt € 78,-)

fast
20%
günstiger



Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!



Oerter / Montada:
Entwicklungs-
psychologie
(mit CD-ROM)

Das bewährte Lehrbuch bildet die Wissensgrundlage für alle relevanten Praxisfelder und Anwendungsbereiche der Entwicklungspsychologie. Eine wahre Fundgrube!

PSYCHOLOGIE
HEUTE

Was uns bewegt.

www.abo-psychologie-heute.de

„Four more years!“

Der teuerste Wahlkampf aller Zeiten ist endlich zu Ende

Amerika hat seinen Präsidenten wiedergewählt. Bis zum Schließen der Wahlbüros kämpften tausende Campagnenhelfer um jede einzelne Stimme. Viele Menschen waren der endlosen Zahl von Anrufen, Fernsehwerbung und Plakaten jedoch schon lange überdrüssig.

Von Jasmin Miah aus Asheville (USA)

Als ich am 6. November 2012 aufstehe ist die Vorfreude groß. Endlich ist es soweit: Amerika wählt. Am Ende des Tages wird Barack Obama als Präsident im Amt bestätigt werden. Doch noch weiß niemand, wer gewinnen wird und diese Unsicherheit ist überall spürbar. In der Cafeteria, der Bibliothek und in den Kursen – überall ist die Wahl das Thema. Die Stimmung ist eindeutig: Geht wählen und wählt Obama.

Asheville, im Westen North Carolinas, ist eine liberale Stadt. In der Uni findet man nur vereinzelt Republikaner, die nicht einmal einen eigenen Club haben. Demokraten haben derer gleich zwei, die College Democrats und die Students for Obama. Viele Studenten schmücken ihre Rucksäcke, Autos oder Zimmerwände mit Obama-Stickern, -postern und -buttons.

Am frühen Nachmittag treffe ich mich mit Caitie Gibbs, Präsidentin der College Democrats. Sie ist auf dem Weg zum Hauptquartier der Demokraten von Buncombe County. Zum Semesterbeginn Mitte August habe sie angefangen, bei der Kampagne der Demokraten zu helfen, ein wenig sogar schon während der Sommerferien. Sie telefonierte mit Wählern oder klingelte an ihren Türen, um Unterstützung und Stimmen zu gewinnen. Allerdings helfe sie lieber den lokalen Kandidaten, so Caitie. „Das ist viel wichtiger, um direkten Wandel zu bewegen. Ich unterstütze natürlich Obama, aber ich finde es besser, mich für die Menschen zu engagieren, die mein Leben direkt beeinflussen könnten.“

Im Hauptquartier, das hauptsächlich für die lokalen Kandidaten zuständig ist, befinden sich gut zwei Dutzend Freiwillige. Die meisten haben ein Telefon in der Hand, das sie automatisch mit Personen verbindet, die zuhause den Hörer abheben. Sie erinnern die Menschen daran, wählen zu gehen. Gegebenenfalls wird ihnen auch

eine Fahrt ins Wahlbüro angeboten, sollten sie kein eigenes Auto haben. Im Hauptquartier treffe ich auch Rachel Collman, Mitglied der College Democrats und Praktikantin bei einer lokalen Kandidatin, Terry Can Duyn. Rachel erzählt, dass sie enttäuscht und wütend sei darüber, dass die Menschen sich mehr für Obama interessieren und engagieren. Denn auch für sie ist „lokale Politik einfach wichtiger.“

Obwohl ich auch andere Studenten treffe, ist deren Beteiligung an der Wahl geringer, als ich es erwartet hätte. „Studenten interessiert Politik nur genug um zu wählen, nicht aber, um sich bei den Parteien zu engagieren,“ erklärt Caitie. Auf dem Campus hätte sie vielleicht zehn Studenten zur Kampagnenarbeit bewegen können. Selbst bei Bezahlung sei das Interesse kaum größer. Aber „generell interessieren sich die Menschen auch einfach mehr für die Präsidentschaftswahlen und unterstützen Obama direkt.“

Geht wählen und wählt Obama

So mache ich mich mit Rachel dann auch zum Hauptquartier der Obama-Kampagne im Zentrum der Stadt auf. Sofort wird deutlich, wie viel größer die Unterstützung für Obama ist. Es sind mindestens doppelt so viele Menschen wie im Hauptquartier der Demokraten anwesend und es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Ich spreche mit Alida Woods, einer Freiwilligen, die begeistert davon ist, wie sehr Deutschland an der Wahl interessiert ist. Wirklich verstehen kann unsere Faszination an der amerikanischen Präsidentschaftswahl aber niemand.

Mittlerweile ist es nach 17 Uhr – die Wahlämter schließen um 19:30 Uhr – doch noch immer kommen Menschen vorbei, um zu helfen oder



Foto: Marine Raynard

Begeisterung nach Obamas Wiederwahl auf der Wahlparty der Demokraten in Asheville, NC.

Essen zu spenden. Alida erzählt, dass viele der Menschen hier seit 6 Uhr morgens sind. Selbst an Türen wird heute noch geklopft. Man möchte wirklich jeden erreichen und so wird auch noch bis 19:30 Uhr gearbeitet werden. Denn wer bis dahin in der Schlange steht, darf auch noch wählen. Die Obama-Kampagne ruft in ganz North Carolina an, nicht nur in dem entsprechenden County. „Wir versuchen zu vermeiden, dass die Menschen von uns, Romney-Leuten und den lokalen Büros einen Anruf bekommen. Es gibt viele Menschen, die schon gar nicht mehr den Hörer abnehmen. Viele sind genervt von dem endlosen Wahlkampf, vor allem, da er so negativ ist und Unmengen an Geld verschlingt. Das kann ich auch verstehen.“ Auf dem Rückweg zur Uni erklärt Rachel, dass es viel einfacher sei, für Obama Anrufe zu tätigen. „Den Namen erkennen alle. Bei den lokalen Kandidaten ist das leider oft nicht der Fall.“

Am Abend ist es dann endlich so weit. Die Demokraten treffen sich in einer Bar im Zentrum der Stadt und erwarten voller Spannung die

Ergebnisse. Einige der Kandidaten sind anwesend und halten Reden, haben jedoch größtenteils eher negative Ergebnisse zu verkraften. Die Verkündung der Wahlergebnisse dauert lange und zieht sich hin. Vereinzelt wird applaudiert, wenn ein demokratischer Senator gewählt wurde oder ein Swing State Obama zugeordnet wird. Um 22:30 Uhr steht das Ergebnis immer noch nicht fest. Einige Menschen sind schon gegangen. Für viele Staaten gibt es nur ungefähre Tendenzen, da noch nicht genug Stimmen ausgezählt wurden. Als North Carolina eine, wie sich später herausstellen würde, falsche Tendenz zu Obama vorhergesagt wird, ist die Begeisterung groß, doch die wirkliche Euphorie bricht dann gegen 23 Uhr aus. Ganz plötzlich erscheint das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen auf den Bildschirmen und endlich passiert das, was man aus dem Fernsehen kennt und erwartet, wenn man eine Wahlparty in den USA besucht. Die Menschen weinen, fallen sich in die Arme und brechen in Jubelschreie aus. Überall werden Handys gezückt, um mit Freunden

zu teilen, was so viele von ihnen gehofft hatten: „Four more years.“

Relativ schnell löst sich die Party nach der Ergebnisverkündung auf. Die Menschen strömen nach Hause, um Obamas Rede sehen zu können. Dass diese erst Stunden später an der Ostküste beginnen wird, kann kaum einer ahnen. Doch das ist den meisten egal. Gerne nehmen sie dafür nur wenig Schlaf in Kauf. Die anderen Ergebnisse spielen jetzt allerdings kaum eine Rolle mehr.

Dabei gab es neben Senatswahl und lokalen Wahlen auch bedeutende Referenden. So stimmten einige Staaten über die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe ab. In Washington State und Colorado wurde für die Legalisierung von Cannabis gestimmt – ein Thema, das vor allem unter Studenten für viel Gesprächsstoff und Reisepläne sorgen wird. Doch im Moment zählen nur vier weitere Jahre für ihren Präsidenten. Obamas Rede wird erst am darauffolgenden Morgen um 2 Uhr zu Ende sein. Die Wahl, allen voran aber der schier endlose Wahlkampf, wird dann wirklich vorbei sein. Endlich.

Impressum



ruprecht, die Heidelberger Studierendenzzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der **ruprecht** versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

V.i.S.d.P.: Michael Graupner

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de ; www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Annika Kasties (aks), Anna Wüst (amw), Corinna Lenz (col), Antonia Felber (fel), Kai Gräf (kgr), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Margarete Over (mov), Philipp Fischer (pfi), Paul Eckartz (pme), Thomas Leurs (tle), Ziad-Emanuel Farag (zef)

Korrespondentinnen: Isabella Freilinger (iso), Jasmin Miah (jam)

Freie Mitarbeiter: Arne Schoch (acs), Anna Vollmer (avo), Benedict Bechtel (bbk),

Björn Budik (bbu), Eva David (emd), Ines Tipura (iti), Vanessa Romanowski (jvr),

Johanna Mitzschke (mit), Manon Stokes (mst), Paula Körner (pmk), Sarah Rau (sra),

Seraphina Rekowski (swr)

Jubiläumsbeilage: Eckard Bund, Johannes Eberenz, Bertram Eisenhauer, Ziad-Emanuel Farag,

Julia Held, Annika Kasties, Dorothea Kaufmann, Reinhard Lask, Gabriel Neumann,

Harald Nikolaus, Anna Wüst

Redaktionsschluss für die Ausgabe 141: 2. Dezember 2012

Personals💣

zef: Wer crossmedial denkt, muss nicht schreiben. Crossmedial denken hält jung. Crossmedial ist der kleine Bruder vom Feuilleton.

len: Wollt ihr Kekse? Die sind ein bisschen weich geworden. / **pfi:** Die sehen aus wie Mensa-Hähnchenschnitzel.

aks: All diese Zeit meines Lebens, die ich hier verbringe! Das will ich zurückkriegen in Form eines Volos!

len: Ich mag InDesign nicht. Das stürzt immer ab, lässt sich nicht neu installieren und dann muss ich mir einen neuen Computer kaufen.

pfi@avo: Kannst dich aber auch erst mal ausziehen ...

mgr: (*emotional*) Boah, wer hat das denn hier schon wieder gefinalt? Wir haben noch keinen V.i.S.d.P.!

tle: Ich war das ...

tle@mab: Bei den Personals ist noch Platz. Sag mal was Lustiges! / **mab:** Ich habe meinen ganzen Witz schon in die Letzte gesteckt.

tle zu mab: Was machst du gerade? / **mab:** Ich weiß nicht, hab' den Überblick verloren.

Der national-sozialistische Völkermord
an den Sinti und Roma
Ausstellung

Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma
Bremeneckgasse 2, 69117 Heidelberg
Di 9.30-19.45 Uhr, Mi, Do, Fr 9.30-16.30 Uhr, Sa, So 11.00-16.30 Uhr
(Mo und an gesetzlichen Feiertagen geschlossen); Eintritt frei
www.sintiundroma.de
Gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

EXZELLENZ DURCH EFFIZIENZ

Hirnforscher haben nachgewiesen: Menschen können ihre Intelligenz gezielt steigern. Unser neues Konzept sieht eine systematische Erhöhung der Kapazität nach drei Grundsätzen vor: früher beginnen, schneller arbeiten, mehr leisten. Nach der Einführung von G8 ist nun für 2025 bereits G7 geplant, ab 2040 sogar G6. Dann werden unsere Hochschulabsolventen noch früher, noch besser funktionieren.



LOGISTIK

In jeder Mensa nahrhaftes Essen zu ausgewogenen Preisen, nach nur zwei Stunden Warten selbst in den Stoßzeiten!



FRÜHFÖRDERUNG

Beschallung mit wissenschaftlichen Hörbüchern schon auf der Säuglingsstation bereitet den Nachwuchs rechtzeitig auf die Ausbildung vor!

Verrückt! Immer mehr Siebzehnjährige an Baden- Württemberg's Hochschulen.

Dank der G8-Umstellung. Eine Initiative der
Kampagne „Exzellenz durch Effizienz“



BAUTEN FÜR DIE EWIGKEIT

Studieren in modernsten Gebäuden, wie dem Kollegiengebäude (Bild) am Marstall: Einem Prunkbau, errichtet aus purem Asbest!



FREIZEITANGEBOTE

Falls das dichte Arbeitspensum es zulässt, können unsere Erstsemester auf speziellen Jugend-Partys entspannen.



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR KULTUS, JUGEND UND SPORT